

**Sprachwissenschaft als argumentative Ressource in der
Debatte um gendersensible Sprache**

Eine Analyse öffentlicher Diskurse in den Sozialen Medien

eingereicht von

Buchwitz, Julia

Technische Universität Dresden

Fakultät Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft

Institut für Germanistik und Medienkulturen

Dresden, Oktober 2023

Vorwort

Einer der zentralen Schauplätze öffentlicher Metasprachdiskurse ist die derzeit hochemotional und normativ geführte Debatte um gendersensible Sprache, an der sich verschiedenste Akteur:innen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft beteiligen. Bemerkenswert und durchaus verschieden von anderen Metasprachdiskursen ist dabei der Umstand, dass linguistische oder zumindest linguistisch anmutende Argumente auch den sogenannten laienlinguistischen Diskurs prägen. Insbesondere die begriffliche Unterscheidung zwischen Genus und Sexus sowie die Annahme eines ‚natürlichen‘ Sprachwandels durchziehen die Debatte auf der Pro- wie auch auf der Contraseite. Aber wie genau werden die Sprachwissenschaft sowie sprachwissenschaftliche Begriffe, Thesen und Forschungsergebnisse als argumentative Ressourcen genutzt? Welche Argumente werden vorgebracht und welche sozialen Positionierungen gehen damit einher? Diese Fragen stehen im Zentrum der hier vorgelegten Studie. Die Autorin Julia Buchwitz verzichtet also ganz bewusst darauf, der genannten Debatte bloß eine weitere, nun sprachwissenschaftlich legitimierte Position hinzuzufügen. Vielmehr nimmt sie ganz im Sinne der Sprachideologieforschung das alltagsweltliche Sprechen über gendersensible Sprache als metadiskursive Sprachpraxis in den Blick.

Als empirische Grundlage dient der Autorin ein Korpus von rund 18 500 YouTube-Kommentaren zu dem populären Video „Warum Gendersprache scheitern wird“ der Influencerin Alicia Joe, das bei Kritiker:innen und Unterstützer:innen gendersensibler Sprache gleichermaßen auf Resonanz stieß. Für die Analyse dient eine innovative Kombination aus korpuslinguistisch-datengeleiteten und toposanalytischen Methoden: Nachdem über Keyword- und Kollokationsanalysen des Gesamtkorpus herausgestellt werden kann, dass (pseudo-)linguistische Argumentationsmuster tatsächlich den Diskurs in den Kommentaren prägen, werden sodann 500 zufällig ausgewählte Kommentare einer Feinanalyse unterzogen. Mit der Topoanalyse greift die Autorin also auf ein wohletabliertes methodisches Instrument der Diskurslinguistik zurück, dessen Eignung und Tragweite für die Sprachideologieforschung sie eindrucksvoll unter Beweis stellt. Überaus souverän gelingt es der Autorin, die Vielfalt der argumentativen Positionen auf insgesamt sechs inhaltliche Topoi zu reduzieren, die sowohl in Argumenten für als auch gegen gendersensible Sprache genutzt werden können. Hier kommt der Anspruch, die Debatte nicht einfach nur fortzusetzen, sondern aus einer Metaperspektive zu analysieren, zu seinem Recht, und in detailreichen Analysen kann herausgearbeitet werden, welche sprachideologischen Wissensbestände hier wirken. Zudem kann die Autorin gleichsam nebenbei zeigen, welche mitunter widerstreitenden Auffassungen über Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft kursieren.

Die Analysen sind sachlich-nüchtern, zugleich aber kritisch-engagiert, indem linguistisch nicht haltbare Argumente, die sich im Übrigen auf beiden Seiten finden, auch als solche benannt werden. Insgesamt kommt die Autorin zu einer durchaus normativen, aber moderat vorgetragenen und vor allem linguistisch gut abgesicherten befürwortenden Haltung gegenüber gendersensibler Sprache, welche die

Analysen rahmen. Dabei zeugen die pointierten Theoriekapitel zu Beginn der Studie von einer breiten Kenntnis des Feldes der Genderlinguistik. Auch unabhängig von der anschließenden Kommentaranalyse kann man diese Überblicksdarstellungen allen empfehlen, die sich wissenschaftlich fundiert mit dem Thema gendersensible Sprache befassen wollen.

Kaum ein sprachbezogenes Phänomen wird derzeit so hitzig diskutiert wie gendersensible Sprache. Die vorliegende Studie zeigt, dass sich die Sprachwissenschaft in diese Debatte auf vielfältige Weise einbringen kann – und zwar nicht nur als Protagonistin eines wissenschaftlichen Aktivismus, sondern auch als Prüfinstanz für die auf beiden Seiten vertretenen Argumente und als kritischer Reflexionsraum für die Rolle der (Sprach-)Wissenschaft in öffentlichen Debatten insgesamt.

Dresden, im März 2024

Simon Meier-Vieracker

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	5
1.1 Fragestellung und Vorgehensweise.....	6
1.2 Forschungsstand.....	7
2. Grundlagen der linguistischen Genderforschung	10
2.1 Möglichkeiten der genderbezogenen Personenreferenz im Deutschen	10
2.2 Das sogenannte generische Maskulinum	12
3. Positionen in der Debatte um gendersensible Sprache	15
3.1 Fachlinguistischer Diskurs	15
3.2 Laienlinguistischer Diskurs.....	18
4. Methodik und Methodologie	20
4.1 Grundlagen der Diskursanalyse	20
4.2 Methodische Vorgehensweise.....	22
4.2.1 Beschreibung des Untersuchungsmaterials.....	23
4.2.2 Datenakquise und -aufbereitung	24
4.2.3 Vorgehen bei der Datenanalyse und -auswertung.....	24
5. Empirischer Teil	27
5.1 Korpuslinguistische Exploration.....	27
5.2 Toposanalytische Untersuchung	32
5.2.1 Überblick und quantitative Befunde	32
5.2.2 „ich als angehender Lehrer“: Autoritäts-Topos	34
5.2.3 „nicht Teil der Rechtschreibreform“: Sprachnormen-Topos	40
5.2.4 „von ‚oben‘ der gesellschaft aufoktroziert“: Sprachwandel-Topos.....	42
5.2.5 „Sprache schafft Wirklichkeit“: Sprache-Wirklichkeit-Topos	45
5.2.6 „Lehrer war nie ein Wort bloß für Männer“: (Sprach-)Geschichts-Topos	47
5.2.7 „Auch im Englischen gibt es diese Diskussion“: Beispiel-/Analogie-Topos	48
6. Fazit	51
7. Literatur	55

1. Einleitung

Anfang 2022 ging ein Video der bekannten deutschen Influencerin und Meinungsbloggerin Alicia Joe auf YouTube viral, in welchem sie unter anderem sprachwissenschaftlich zu beweisen versucht, „[w]arum Gendersprache scheitern wird“ – so der Titel des Videos.¹ Seitdem wurde es millionenfach aufgerufen, etwa 170.000 Mal geliket und mittlerweile fast 18.500 Mal kommentiert.² Die Kommentare reichen von entschiedener Ablehnung und zum Teil auch sehr scharfer Kritik an der postulierten Wissenschaftlichkeit des Videos bis hin zu uneingeschränkter Zustimmung. So schreibt ein:e User:in beispielsweise:

Sehr schöner Beitrag mit guten Argumenten! Zum Gendern habe ich als angehender Lehrer folgende Punkte anzuführen: Der Kernpunkt des Genderns liegt in einem großen Irrtum, nämlich der Gleichsetzung von „Genus“ und „Sexus“. Das Deutsche verfügt über drei Genera, wie die meisten bereits wissen: Maskulinum, Femininum und Neutrum. „Sexus“ bezeichnet dagegen eine biologische Eigenschaft, die nicht mit dem Genus verbunden werden kann. [YT, 2022-11-09, 14:15, L: 5, K: 0]

Hieran zeigt sich exemplarisch, wie unter Bezugnahme auf linguistische Termini die eigene Diskursposition argumentativ untermauert wird. Auch andere Kommentare enthalten derartige Verweise auf Erkenntnisse der Sprachwissenschaft, die als wissenschaftliche Legitimation oder gar als „Beweis“ der jeweiligen Annahmen herangezogen werden. Erfahrungsgemäß führt das Thema gendersensible Sprache zu heftigen und kontroversen Diskussionen in Politik, Wissenschaft, aber auch oder vor allem im öffentlichen Raum. Während Befürworter:innen im Gendern ein wichtiges Instrument zur sprachlichen Gleichstellung und Sichtbarmachung nichtmännlicher Personen sehen, begründen Kritiker:innen oder Gegner:innen ihre Zurückweisung der „Gendersprache“ häufig mit dem vermeintlichen Hinwegsetzen über Normen und korrekte Grammatik sowie der forcierten Durchsetzung feministischer Sprachideologien. Dabei erschöpft sich die Debatte recht schnell in wiederkehrenden Pro- und Contra-Argumenten ohne angemessene Berücksichtigung der linguistischen Forschung (vgl. Müller-Spitzer 2022, S. 23). In der vorliegenden Auseinandersetzung soll der Diskussion jedoch keine weitere sprachwissenschaftlich legitimierte Meinung hinzugefügt, sondern vielmehr das alltagsweltliche Sprechen über gendersensible Sprache als metadiskursive Sprachpraxis analysiert werden.

Die linguistische Untersuchung von Metasprachdiskursen widmet sich allgemein der Frage, wie Sprache und sprachliches Handeln als signifikante Konstituenten sozialer Positionierung nicht nur Werkzeug, sondern auch Gegenstand gesellschaftlicher Reflexionsprozesse sein können. Sprache lässt sich mithin als identitätsstiftendes Schibboleth und als Faktor der Vergemeinschaftung begreifen (vgl. Spitzmüller 2019, S. 11 f.). Alltagsweltliche Urteile über Sprache und Sprachgebrauch werden überwiegend von linguistischen Lai:innen dominiert, da diese im Rahmen öffentlich wirksamer Sprachthematizierungen als Sprachexpert:innen agieren (vgl. Strauss 2018, S. 1 f.). Laienlinguistische Sprachkritik legt in der Regel ein normatives, auf Richtigkeitsvorstellungen ausgerichtetes Sprachverständnis zugrunde, das mit einem Bedürfnis nach sprachlicher Homogenität

¹ Siehe <https://www.youtube.com/watch?v=aZaBzeVbLnQ&t=3s>.

² Stand: Juni 2023.

und einem ausgeprägten Normbewusstsein einhergeht, während Linguist:innen Sprachwandelprozesse überwiegend deskriptiv begleiten (vgl. Römer 2022, S. 19). Das daraus resultierende Normativitätsdilemma zwischen Sprachwissenschaft und laienlinguistischer Öffentlichkeit ist ein zentraler Untersuchungsgegenstand der Sprachideologieforschung, die sich mit gesellschaftlichen Stratifikationen von Sprachideologien sowie sozialen Bewertungen von Sprache und sprachlichem Handeln befasst (vgl. Rössler 2019, S. 405 f.).

1.1 Fragestellung und Vorgehensweise

Sprachbezogene Urteile der Öffentlichkeit, die auf der Grundlage eines alltagsweltlichen Sprachbewusstseins begründet werden, sind häufig eng verbunden mit der Vorstellung von einem „guten“, „richtigen“, „angemessenen“ Sprachgebrauch (vgl. Spitzmüller 2019, S. 24). Um den Anspruch auf sprachliche Definitionsmacht geltend zu machen, verweisen Sprecher:innen wie im Eingangsbeispiel mitunter auf (pseudo-)linguistische „Fakten“ zur Authentifizierung der eigenen Thesen (vgl. Niehr/Antos/Spitzmüller 2019, S. 2). Damit sind die zentralen Forschungsfragen adressiert, die es durch die nachfolgenden Analysen zu beantworten gilt: *Welche (vermeintlich) sprachwissenschaftlich fundierten Argumente werden im Diskurs um gendersensible Sprache geäußert? In welchen Kontexten und mit welchen sprachlichen Mitteln werden Bezüge zur Sprachwissenschaft realisiert? Wie stichhaltig sind die Argumentationen aus linguistischer Sicht?*

Die Arbeit befasst sich also speziell mit der Rolle von Sprachwissenschaft in Metadiskursen über gendersensible Sprache. Da in diesem Rahmen freilich nicht der gesamte Diskurs in seiner Totalität abgebildet werden kann, liegt der Fokus auf der empirischen Untersuchung öffentlicher Sprachreflexionen in den Sozialen Medien und konkret auf YouTube. Das eingangs erwähnte Video von Alicia Joe, in welchem sie ihre Kritik an der „Gendersprache“ linguistisch zu legitimieren versucht, bildet hierfür den Ausgangspunkt. Die im Kommentarbereich geäußerten Meinungen sowie die hieraus ableitbaren alltäglichen sprachbezogenen Wissensbestände über geschlechtergerechten Sprachgebrauch werden in einem Zusammenspiel von explorativen Methoden der Korpus- und Toposanalyse erfasst und ausgewertet.

Gemäß den oben genannten Fragestellungen gilt es zunächst Argumente für bzw. gegen das „Gendern“ zu inventarisieren, in denen auf aus der Linguistik bekannte Begründungsmuster zur Unterstützung des eigenen Standpunktes zurückgegriffen wird. In einem weiteren Schritt wird analysiert, wie innerhalb dieses konkreten Diskurses Bezüge zur Sprachwissenschaft hergestellt werden und welche sprachlichen Mittel dabei zum Einsatz kommen. Zu diesem Zweck sollen als erstes frequent auftretende Muster des Sprechens über gendersensible Sprache korpuslinguistisch erschlossen und anschließend kartiert werden. Im Rahmen einer an Römer (2018) und Wengeler (2003) orientierten Toposanalyse lassen sich die identifizierten Argumentationsmuster und ihre Funktionsweisen daraufhin qualitativ-interpretativ exemplifizieren und auf ihre wissenschaftliche Plausibilität prüfen. Die Datenanalyse und Diskussion der daraus resultierenden Ergebnisse werden im empirischen Teil dieser Arbeit (Kapitel 5) ausführlich dargelegt und kritisch beleuchtet. Vorangestellt sind methodologische Grundlagen der diskurslinguistischen Topos-

bzw. Argumentationsanalyse sowie Erläuterungen zur methodischen Vorgehensweise, die bisher nur vage umrissen wurden (Kapitel 4).

In den nachfolgenden Ausführungen des Theorieabschnitts dieser Arbeit sollen zuerst fundamentale linguistische Prämissen und empirische Befunde der Genderlinguistik dargelegt werden (Kapitel 2.1), die zur sprachwissenschaftlichen Kontextualisierung der Untersuchungsergebnisse dienen. Insbesondere das sogenannte generische Maskulinum ist ein Hauptstreitpunkt in der Kontroverse um genderinklusive Sprache und gerät daher auch stets in den Fokus der genderlinguistischen Sprachkritik. Zahlreiche Studien führen zu dem Schluss, dass der generische Gebrauch maskuliner Bezeichnungen nur sehr bedingt die intendierte Wirkung zeigt (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 91). Die aus den verschiedenen Untersuchungsdesigns gewonnenen Erkenntnisse und Implikationen für die Funktionstüchtigkeit des „generischen Maskulinums“ werden in Kapitel 2.2 gesondert betrachtet.

Kapitel 3 bietet eine konzise Zusammenfassung des fachlinguistischen und laienlinguistischen Diskurses über geschlechtergerechte Sprache. Die in der Sprachwissenschaft vertretenen Auffassungen bieten insofern einen Referenzpunkt für spätere Analysen, als diese Arbeit aufzeigen soll, wie im Rahmen öffentlicher Sprachthematiken auf linguistische Argumentationsmuster rekurriert wird. Das alltagsweltliche Sprechen über gendersensible Sprachpraktiken findet meist sehr emotionsbeladen statt. Sprache selbst wird in diesem Zusammenhang verstärkt zum Politikum und zum Gegenstand konkurrierender, oft auch ideologisch aufgeladener Kämpfe um die Diskurshoheit (vgl. Niehr/Antos/Spitzmüller 2019, S. 1). Ohne die empirischen Befunde dieser Untersuchung vorwegzugreifen, sollen in Kapitel 3.2 konstitutive Merkmale der öffentlich-politischen Auseinandersetzung resümiert sowie der die Debatte zumindest implizit prägende Deskriptions-Präskriptions-Antagonismus zwischen wissenschaftlicher und laienlinguistischer Sprachkritik näher erläutert werden. Damit ist das theoretische Fundament geschaffen, auf dem der Forschungsteil dieser Arbeit aufbaut.

1.2 Forschungsstand

Öffentlichkeitswirksame und wissenschaftlich fundierte Sprachreflexionen in Bezug auf gendersensible Sprache liegen in Form diverser populär- und sprachwissenschaftlicher Aufsätze vor. Linguistische Diskussionen über den Gebrauch gendergerechter Sprachformen sind allerdings keine Novität. Bereits zu Beginn der 1970er Jahre wurden in den USA erste Forschungsarbeiten zum Zusammenhang von Patriarchat, Sprache und Diskurs publiziert (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 17). Von da an etablierte sich die internationale linguistische Geschlechterforschung als interdisziplinär angelegter Fachbereich mit vielfältigen Anwendungsgebieten, deren Forschungsinteresse an gendertheoretische Konzepte von Geschlecht, Geschlechterrollen und -differenzen sowie an sozialwissenschaftliche Untersuchungen zur soziokulturellen Bedeutung von „Gender“ anknüpft (vgl. Günthner/Hüpper/Spieß 2012, S. 4). In Deutschland markierten die frühen Arbeiten von Luise Pusch (1979, 1984) und Senta Trömel-Plötz (1978, 1980) den Auftakt zur feministischen Linguistik, die sich im Zuge der Neuen Frauenbewegung zur eigenständigen Forschungsrichtung mit dezidiert gesellschaftspolitischem Anspruch entfaltete. Ziel feministischer Sprachanalysen ist es, genderbezogene Asymmetrien im Sprachsystem und -

gebrauch zum Vorschein zu bringen und aufzuzeigen, inwiefern Sprache zur Perpetuierung diskursiv konstruierter Machtstrukturen beiträgt (vgl. Günthner 2019, S. 571 f.).

Auf die bahnbrechenden Veröffentlichungen von Pusch und Trömel-Plötz folgten Aufsätze und Bände weiterer Linguist:innen, darunter mehrere Beiträge von Gisela Schoenthal zur feministischen Sprachkritik, der 2012 erschienene Sammelband „Perspektiven der Genderlinguistik“ von Günthner et al., die erste Einführung in die feministische Sprachwissenschaft von Samel (2000), ein von Kotthoff und Nübling (2018) veröffentlichtes Werk zu den Grundlagen und zum aktuellen Forschungsstand der Genderlinguistik sowie das „Handbuch geschlechtergerechte Sprache“ von Diewald und Steinhauer (2020), das eine pragmatische Herangehensweise an einen flexiblen und sprachlich bewussten Gebrauch gendersensibler Sprachformen bietet. Bis heute ist und bleibt die Genderlinguistik jedoch ein polarisierendes und ideologisch umkämpftes Feld, auf dem sich zahlreiche, diametrale Ansichten gegenüberstehen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 18).

Maßgebende Erkenntnisse für die linguistische Genderforschung lieferten etliche sprachwissenschaftliche und psycholinguistische Studien zum sogenannten generischen Maskulinum und zu anderen Praktiken gendersensibler Sprache. Daneben wurden auch der öffentlichen Sprachkritik zugrundeliegende Vermutungen und Mentalitäten in Bezug auf das „Gendern“ empirisch untersucht. Für den deutschsprachigen Raum hat Kasper (2022) einen Aufsatz zu rekurrenten Sprachideologemen und Argumentationsfiguren in der Debatte um gendergerechten Sprachgebrauch vorgelegt.

Metasprachdiskurse allgemein sind nicht nur Forschungsgegenstand sprachideologischer Auseinandersetzungen, sondern auch anderer Teildisziplinen der Linguistik. Das von Antos, Niehr und Spitzmüller (2019) herausgegebene Handbuch „Sprache im Urteil der Öffentlichkeit“ bietet etwa Einblicke in theoretische und methodische Zugänge zu öffentlich wirksamen Sprachreflexionen abseits der Sprachideologieforschung.³

Zum Stellenwert von Sprachrichtigkeit und Sprachnormen sowohl im Rahmen von laien- als auch fachlinguistischen Sprachthematizierungen existiert eine Fülle an Forschungsliteratur. Da für die vorliegende Arbeit primär die Einstellung gegenüber und der Umgang mit sprachlichen Normen aus Laienperspektive relevant ist, sei im Folgenden exemplarisch auf einige grundlegende Literaturempfehlungen verwiesen, die sich dem alltagsweltlichen Sprachbewusstsein widmen. So haben sich unter anderem Antos (1996), Cuonz/Studler (2014), Davies/Langer (2006) und Gärtig/Plewnia/Rothe (2010) mit Spracheinstellungsäußerungen und sozialen Beurteilungen von Sprachwandel, Sprachpflege und Sprachpolitik in öffentlich wirksamen Metasprachdiskursen befasst. Nach wie vor substantiell ist auch die Monographie von Spitzmüller (2005) zu metasprachlichen Verlautbarungen im Diskurs über Anglizismen und deren wissenschaftlicher Rezeption. Zu laienlinguistischen Sprachrichtigkeitsvorstellungen und der Ausdifferenzierung dessen, was in der Öffentlichkeit als funktional adäquates Deutsch empfunden wird, liegen zum Beispiel Abhandlungen von Beuge (2019) und Rössler (2019) vor. Daran anknüpfend beleuchtet Römer (2022) den Konflikt zwischen Sprachbeschreibung und

³ Vgl. bspw. Soukup (2019) zu Modellen der Spracheinstellungsforschung und Preston (2019) zu Methodiken der Folk Linguistics. Für eine komprimierte Zusammenfassung von Forschungsfeldern und sprachtheoretischen Grundlagen der fachlinguistischen und laienlinguistischen Sprachkritik vgl. Niehr (2019).

Sprachkritik im Kontext von Sprachwandelprozessen, insbesondere was das öffentliche Anprangern von diskriminierenden Bezeichnungen anbelangt.

Die vorliegende Ausarbeitung folgt im Wesentlichen der Forschungstradition der oben genannten Autor:innen und nimmt dabei Bezug auf vorhandene theoretische Konzepte und diskurslinguistische Analysen von alltagsweltlichen Sprachreflexionen in der Sprachideologie- und Spracheinstellungsforschung. Mithilfe neu gewonnener Erkenntnisse zur Rolle von und Bezugnahme auf Sprachwissenschaft bei der Argumentation für bzw. gegen gendersensible Sprache im öffentlichen Diskurs sollen frühere linguistische Auseinandersetzungen vertieft und die Diskussion über geschlechtergerechten Sprachgebrauch um die im Analyseteil aufgezeigten Facetten bereichert werden.

2. Grundlagen der linguistischen Genderforschung

Vor dem Hintergrund der Wirklichkeitskonstituierenden Kraft von Sprache fragt die Genderlinguistik unter anderem danach, wie Sprache die Wahrnehmung von Geschlechterdifferenzen präformiert bzw. bestehende Stereotype verfestigt, ob es ein genderspezifisches Kommunikationsverhalten gibt und inwieweit die Sprachstruktur selbst sprachlichen Sexismus bedingt (vgl. Günthner 2019, S. 571). Die nachfolgende Beschreibung von Möglichkeiten, im Deutschen auf Personen zu referenzieren, erfolgt durch eine prägnante Zusammenfassung des Genus-Sexus-Prinzips sowie zentraler morphologischer und morphosyntaktischer Verfahren der Geschlechtsspezifizierung und -neutralisierung. Daran anschließend wird die personenreferentielle Besonderheit des sogenannten generischen Maskulinums unter einem sprachkritischen Gesichtspunkt diskutiert.

2.1 Möglichkeiten der genderbezogenen Personenreferenz im Deutschen

Zunächst gilt es die Begriffe „Genus“, „Sexus“, „Gender“ und „semantisches Geschlecht“ kurz zu skizzieren und terminologisch voneinander abzutrennen. Obwohl die Gültigkeit einer binären Geschlechterordnung besonders vonseiten der Queer Linguistics und durch den Einfluss poststrukturalistischer Ansätze infrage gestellt wird, geht die Genderlinguistik etwas un(ter)differenziert von einer biologisch-sozialen Genderbinarität aus, in welcher der die frühe Frauenforschung durchziehende Impetus eines strikten Natur-Kultur-Dualismus zum Ausdruck kommt (vgl. Günthner 2019, S. 575). Dennoch unterscheidet die Linguistik zwischen mindestens zwei sprachintern und zwei sprachextern operierenden Ebenen: Genus (auch grammatisches Geschlecht) meint eine rein inner-sprachliche Kategorie der Nominalklassifikation, die jedem Substantiv inhärent ist; Sexus dagegen ein außersprachliches, biologisches und meist genital bestimmtes Unterscheidungsmerkmal, das traditionell dichotom eine Zweiteilung der Geschlechter annimmt. Davon losgelöst bezeichnet Gender eine soziale Kategorie der individuellen Geschlechtsidentität, die interaktiv und diskursiv konstituiert wird. Als weitere Ebene kommt in der Genderlinguistik die des semantischen Geschlechts, sprich der Bedeutung von Sprachzeichen, die sich inhaltlich auf ein Geschlecht beziehen, hinzu (vgl. Diewald/Nübling 2022, S. 4 ff.).

In der Debatte um gendergerechte Sprache wird von Gegner:innen notorisch dementiert, dass Genus und Sexus trotz grundlegender gegenseitiger Independenz in enger Wechselbeziehung stehen und weitgehend kongruent sind. Zwar erweisen sich diese Zusammenhänge bei genauerer Überprüfung als recht komplex, dennoch gilt das sogenannte Genus-Sexus-Prinzip in der linguistischen Forschung als die zuverlässigste und produktivste semantische Genuszuweisungsregel (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 73). Gemeint ist damit ein Verweismechanismus, bei dem das grammatische Geschlecht auf die außersprachliche Geschlechtsidentität der bezeichneten Entität hindeutet. Am auffälligsten evozieren Personen- oder vergeschlechtlichte Tierbezeichnungen eine explizite Sexusmarkierung, da diese sich auf der Belebtheitskala im Bereich höchster Animatizität bewegen.⁴ So

⁴ Für Abbildungen zur Belebtheits- bzw. Animatizitätshierarchie und zu Genus-Sexus-Relationen bei Animata vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 72 und S. 74.

sind Lexeme mit weiblichem Denotat fast ausschließlich feminin (*die Tante, die Mutter*) und solche mit männlichem Denotat in der Regel maskulin (*der Onkel, der Vater*).

Abgesehen davon konnte nicht nur beobachtet werden, dass Tieren und sogar Gegenständen latent ein genusbasiertes biologisches Geschlecht attribuiert wird, sondern auch, dass mit zunehmendem Belebtheitsgrad das Maskulinum als Default-Genus dominiert. Es handelt sich also weniger um ein anthropozentrisches Kontinuum und vielmehr um ein androzentrisch organisiertes Prinzip, das sich beim Menschen selbst im sogenannten generischen Maskulinum manifestiert. Die Genus-Sexus-Verschränkungen sind demnach auf Personenebene besonders eng und beinahe omnipräsent (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 77 f.).

Genus nimmt allerdings nicht nur Bezug auf das biologische Geschlecht, sondern appelliert unterschwellig auch an die soziokulturelle Geschlechterordnung und an gesellschaftlich akzeptierte Geschlechterrollen. Zuwiderhandlungen gegen soziale Gendernormen werden grammatisch geächtet, indem die Relation zwischen Genus und Sexus – weibliches Geschlecht korrespondiert mit dem Femininum, männliches mit dem Maskulinum – durch die Zuweisung inkongruenter Genera konterkariert wird (vgl. Nübling 2020, S. 18). Belege für die vermeintliche Genusarbitrarität werden häufig dort gesucht, wo diese Genus-Sexus-Brüche auftreten. Prominente Beispiele sind hybride Nomina wie *das Weib* und *das Mädchen*, sprich grammatisch neutrale Frauen, deren Genuszuordnung von der üblichen Korrelation abweicht, weil sie die vorgegebenen Genderrollen nicht erfüllen oder nach patriarchaler Vorstellung noch „unfertig“ im Sinne von unverheiratet und nicht sozial arriviert genug sind (vgl. Diewald/Nübling 2022, S. 6). Weitere Genus-Sexus-Diskordanzen treten beispielsweise bei Männerbezeichnungen im Femininum auf, wie im Fall des Pejorativums *die Memme* oder des homofeindlichen Ausdrucks *die Schwuchtel*. Männer, die ihrer gesellschaftlichen Gendererwartung nicht nachkommen, werden grammatisch „entmännlicht“ und durch eine deviante Genuszuweisung sanktioniert. Insofern bestätigen derartige Inkongruenzen als stigmatisierende Reaktion auf Verstöße gegen die Geschlechterordnung umso nachdrücklicher das Genus-Sexus-Prinzip (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 85 f.).

Im Deutschen gibt es verschiedene Möglichkeiten, anhand formal-grammatischer Mittel Geschlecht zu markieren (Geschlechtsspezifikation) oder zu neutralisieren (Geschlechtsneutralisation). In der Regel werden semantische Geschlechtsunterschiede bei Personenbezeichnungen durch Suffigierung realisiert, also durch die nachgestellte Anhängung eines Morphems an die Ableitungsbasis (vgl. Diewald/Nübling 2022, S. 5). Das häufigste und produktivste Derivationsverfahren ist die Femininmovierung, bei der maskuline Personenbezeichnungen in grammatische Feminina durch Hinzufügen des Suffixes *-in* transponiert werden (z. B. *Student – Studentin*). Umgekehrt kommen Maskulinmovierungen nur sehr selten vor. Die zwei meistzitierten Ableitungen auf die Endung *-er* sind *Hexe – Hexer* und *Witwe – Witwer*. Über diese Beispiele hinaus existiert jedoch nur eine Handvoll maskuliner Derivata, die auf der Grundlage femininer Basiswörter gebildet werden (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 144). Diese fundamentale sprachliche Asymmetrie resultiert aus der gesellschaftlichen Fixierung auf den Mann als Maßstab und Norm(alfall) und der Frau als Abweichung, die morphologisch markiert werden muss, weil sie eine Ausnahme bezeichnet (vgl. Lind/Nübling 2022, S. 37).

Neben dem Wortbildungsverfahren der Derivation sind auch morphosyntaktische Wege zur Sichtbarmachung oder Neutralisation von Geschlecht möglich. Ist kein semantisches Geschlecht enthalten, leistet das Genus die entsprechende Zuordnung, wie etwa im Fall von substantivierten Adjektiven und Partizipien: Im Beispiel *die/der Angestellte* ist der Artikel als Genusträger besonders stark funktionalisiert und zeigt das Geschlecht der benannten Person an (vgl. Diewald/Nübling 2022, S. 6). Solche Substantivierungen flektieren genauso wie Adjektive. Das zugrundeliegende Flexionsmuster hängt vom Artikel und dessen Rektionseigenschaften ab. Leitfäden für gendersensiblen Sprachgebrauch empfehlen meist Wortbildungen aus vormaligen Adjektiven (*Alte, Kranke, Arbeitslose*), Präsenpartizipien (*Reisende, Studierende, Auszubildende*) und Perfektpartizipien (*Angestellte, Abgeordnete, Geliebte*) im Plural zu verwenden, um neutralisierend bzw. geschlechtsübergreifend auf Personen zu referieren. Da sich das Genus bei der Flexion nach dem Sexus richtet, werden diese Konversionen im Singular prinzipiell geschlechtsdefinit wahrgenommen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 148 f.).

Die vorstehenden Ausführungen geben zu erkennen, wie stark die deutsche Sprache von einem dichten Netzwerk an Geschlechtsindikatoren durchsetzt ist. Vor allem das Genus offeriert Vergeschlechtlichungsangebote, die in der höheren Belebtheitsdomäne einen gewichtigen Stellenwert einnehmen. Das nachfolgende Kapitel zum sogenannten generischen Maskulinum greift vor dem Hintergrund der mehrheitlichen Korrelation von Genus und Sexus eine anhaltende Kontroverse auf, und zwar die Frage nach der geschlechtsabstrahierenden Verweiskraft maskuliner Personenbezeichnungen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 89).

2.2 Das sogenannte generische Maskulinum

Dreh- und Angelpunkt der Diskussion um gendergerechtes Sprechen ist das „generische Maskulinum“. Es bezeichnet die (vermeintlich) sexusindifferente Verwendung maskuliner Nomina und Pronomina, die auf Personen mit unbekanntem Geschlecht verweisen bzw. bei denen das Geschlecht nicht von Relevanz ist, mit denen alle Geschlechtsidentitäten gemeint sind oder mittels derer eine generalisierende Aussage getroffen werden soll (vgl. Klann-Delius 2005, S. 26). Der Terminus „generisch“ irritiert insofern, als keine Generizität im üblichen linguistischen Sinne zugrunde liegt. Vielmehr wird darunter die präsumtive Fähigkeit maskuliner Personenbezeichnungen gefasst, geschlechtsübergreifend, -inklusiv oder -abstrahierend eingesetzt werden zu können (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 91 f.).

In welchem Ausmaß das „generische Maskulinum“ die intendierte Wirkung zeigt oder verfehlt, ist eine Frage der Determination. Kotthoff und Nübling (2018) zeigen auf, dass der Bezug syntaktischer und referenzlinguistischer Kategorien zur Referenzialität ausschlaggebend für die Relevantsetzung von Geschlecht ist. Das heißt, je stärker die referenzielle Ausprägung, desto verbindlicher die Geschlechtsangabe. So dürfte etwa die Numeruswahl einen bedeutenden Einfluss darauf haben, wie sehr die Variable Geschlecht – und damit auch die prototypische Vorstellung eines männlichen Vertreters – in den Hintergrund oder Vordergrund tritt. Da die morphologischen Genusmarkierungen im Plural neutralisiert sind, nimmt die männliche Lesart hier eher ab, während im Singular eine ausgeprägtere Geschlechtsspezifität besteht. Jenseits von Genus kommt es indes zu

präferiert männlichen Genderisierungen, die sich aus historisch und gesellschaftlich beladenen Geschlechtervorstellungen und -stereotypen speisen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 93 ff.).

Das Problem generisch gemeinter Maskulinformen liegt vor allem in ihrer semantischen Unschärfe begründet: Offiziell werden maskuline Personenbezeichnungen in zwei Richtungen verwendet, eine geschlechtsübergreifende, die nichtmännliche Personen „mitmeint“ und vom Sexusverweis getrennt sein soll, und eine geschlechtsspezifische. Beide Gebrauchsweisen folgen einem doppelten Synkretismus, sie sind also homophon und weisen keinerlei formale Unterschiede auf, was eine strukturelle Asymmetrie zur Folge hat: Männer können grundsätzlich davon ausgehen, dass sie angesprochen werden, Frauen und nonbinäre Menschen wissen allein anhand der Wortform nie, ob sie sich adressiert oder ausgeschlossen fühlen sollen (vgl. Diewald/Nübling 2022, S. 9 f.). Nicht selten tritt sogar der Fall ein, dass vermeintlich generische Maskulina realiter geschlechtsspezifisch gebraucht werden, weshalb die sexusindifferente Funktionalität des Maskulinums generell in Zweifel gezogen werden kann (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 97).

Zahlreiche empirische Studien und (psycho-)linguistische Experimente haben längst bestätigt, dass die geschlechtsübergreifende Bedeutung des „generischen Maskulinums“ praktisch keine neutrale Lesart ermöglicht. Stattdessen werden nichtmännliche Personen systematisch ausgeblendet und in den seltensten Fällen tatsächlich „mitgedacht“ (vgl. Diewald/Nübling 2022, S. 10). Alle Befunde ergeben eine geringere gedankliche Einbeziehung von Frauen⁵, wurden aber auf der Grundlage verschiedener Prozeduren und Stimulusvariationen gewonnen. Die in der feministischen Linguistik vertretene These einer sprachlichen Ungleichbehandlung ließ sich bisher durch eine Vielzahl abhängiger Variablen wie zum Beispiel Satzergänzungen, Geschichtenfortführungen, Rekognitionsaufgaben und Reaktionszeiten verifizieren (vgl. Irmen/Linner 2005, S. 167 f.). Die Ursachen geschlechtsbezogener Resonanz reichen vom Genus der Personenbezeichnungen und deren Geschlechtstypizität über Einflussgrößen wie Numerus und Definitheit sowie genuskongruenten Artikeln und Pronomina (vgl. Irmen/Linner 2005, S. 173).

Insgesamt beweisen die bisher durchgeführten Untersuchungen den postulierten Benachteiligungseffekt für die homogene Verwendung des „generischen Maskulinums“ und legen nahe, dass der Gebrauch von alternativen Personenbezeichnungsmodellen ein gleichmäßigeres, simultanes Denken an beide Geschlechter zulässt (vgl. Diewald/Steinhauer 2020, S. 103). In diesem Zusammenhang wurden und werden gerade im schriftsprachlichen Bereich vielfältige Varianten wie die Paarform (*Studentinnen und Studenten*), die Beidnennung mit Schrägstrich (*Student/innen, Student/-innen*), das Versalien-I (*StudentInnen*), substantivierte Partizipien (*Studierende*) sowie Neografien abseits der tradierten binären Genderordnung (*Student*innen, Student:innen, Studentx*) diskutiert (vgl. Günthner 2019, S. 574). Gendersensible Sprachpraktiken können dann als tauglich eingestuft werden, wenn sie zu einer Verringerung des *male bias* führen und überwiegend nicht-dichotomisierende, geschlechtsindifferente Assoziationen auslösen (vgl.

⁵ Da es bekanntermaßen schwierig ist, sich eine geschlechtslose Person vorzustellen, und innerhalb der Gesellschaft noch immer ein strikt binär konzipiertes Verständnis von Geschlecht vorherrscht, konzentrieren sich die Untersuchungen zum „generischen Maskulinum“ hauptsächlich auf das „Mitdenken“ bzw. „Mitgedachtwerden“ von Frauen.

Rothmund/Scheele 2004, S. 43). In Bezug auf eine symmetrische Geschlechterreferenz ist davon auszugehen, dass sich die genannten Formulierungsvorschläge abhängig von ihrer grammatikalisch-semantischen Struktur und dem Verwendungsmodus in ihrem Wirksamkeitsgrad unterscheiden. Die gedankliche Mitberücksichtigung von Frauen erfolgt dabei umso stärker, je eindeutiger der sprachliche Verweis ist (vgl. Rothmund/Scheele 2004, S. 50).

Es sei vor dem Hintergrund des nächsten Kapitels angemerkt, dass die hier dargelegten empirischen Erkenntnisse weder mit Meinungskundgaben gleichgesetzt werden sollten, die meist auf anekdotischer Evidenz und persönlichen Erfahrungsberichten fußen, noch durch solche zu widerlegen sind. Während sich (psycho-)linguistische Experimente und Studien an etablierte wissenschaftliche und methodische Standards halten müssen, eignen sich alltagsweltliche metasprachliche Werturteile nicht als allgemeingültige und objektive Maßstäbe für die Bewertung überindividueller Sprachzusammenhänge (vgl. Diewald/Steinhauer 2020, S. 93).

3. Positionen in der Debatte um gendersensible Sprache

Im Gegensatz zur evidenzbasierten sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzung rund um genderbezogene Praktiken bei Personenreferenzen wird der öffentliche Diskurs über gendersensible Sprache größtenteils meinungsbasiert geführt. Linguist:innen und Lai:innen beteiligen sich zu gleichem Maße an der Diskussion über Sinn und Effekt von geschlechterinklusive Sprachformen und tragen ihren Meinungskonflikt nicht selten auch auf einer politisch-kulturellen Ebene aus. Die Bemühungen um die sprachliche Repräsentation nichtmännlicher Personen sorgen im Besonderen dafür, dass gendergerechter Sprachgebrauch von kulturkonservativen, oftmals fachfremden Kritiker:innen des „Genderns“ als moralisch-ideologische Verblendung diskreditiert wird (vgl. Lind/Nübling 2022, S. 38). Auch linguistische Meinungsbeiträge sind nicht frei von Vorwürfen einer vermeintlich einseitigen, radikalkonstruktivistischen Manipulation der Sprache.

Das folgende Kapitel vermittelt einen systematischen Überblick über häufig wiederkehrende Argumentationsfiguren, Erklärungen und Vorschläge zur „Lösung“ sprachlicher Diskriminierung, die das Sprechen über geschlechtergerechte Sprache maßgeblich prägen und beeinflussen. Kapitel 3.1 skizziert den Diskurs aus fachlinguistischer Perspektive und versucht die Vielfalt der vertretenen Standpunkte für spätere Analysen fruchtbar zu machen, in denen sich argumentativ auf Erkenntnisse der Sprachwissenschaft bezogen wird. Das den laienlinguistischen Diskurs dominierende Bedürfnis nach Sprachrichtigkeit wird in Kapitel 3.2 dem wissenschaftstheoretischen Deskriptivitätspostulat kontrastiv gegenübergestellt. Darüber hinaus bietet das Kapitel einen Einblick in typische Argumente der öffentlich-medialen Auseinandersetzung abseits vom Sprachwissenschaftsbezug.

3.1 Fachlinguistischer Diskurs

Wissenschaftliche Sprachreflexionen zum Thema „Gendern“ bewegen sich im Spannungsfeld unterschiedlicher Sichtweisen und Überzeugungen, die über einen reinen Pro-Contra-Dualismus hinausgehen. Zur Frage, welche Rolle die Linguistik in der öffentlichen Debatte einzunehmen hat, ob sie also intervenieren, Empfehlungen aussprechen oder doch eher neutral bleiben soll, gibt es ebenfalls konträre Auffassungen. Diese oszillieren zwischen der strikten Ablehnung jeglicher Eingriffe oder Regulationen von außen und der Befürwortung von Sprachkritik als Motor für Sprachwandelprozesse. Welche Position Sprachwissenschaftler:innen innerhalb dieses Meinungskontinuums jeweils einnehmen, hängt auch wesentlich davon ab, ob sie sich auf theoretische Überlegungen oder auf empirische Daten und experimentell gewonnene Erkenntnisse stützen (vgl. Rummel/Hetjens 2021).

Zu den Linguist:innen und sprachlichen Institutionen, die sich in der wissenschaftlichen Debatte recht häufig zu Wort melden, zählen vor allem Peter Eisenberg und der Verein Deutsche Sprache mit seiner AG Gendersprache⁶, die sich dem Schutz und Erhalt der deutschen Sprache als Kulturgut verpflichtet haben. Der VDS wirft den Unterstützer:innen gendersensibler Sprache grundlegende grammatikalische Fehlannahmen vor, insbesondere was den Zusammenhang von Genus und Sexus betrifft, den die Genderlinguistik

⁶ Siehe <https://vds-ev.de/arbeitsgruppen/deutsch-in-der-oeffentlichkeit/ag-gendersprache/>.

– wie im vorigen Kapitel aufgezeigt wurde – für Personen- und teilweise sogar Tierbezeichnungen reklamiert (vgl. Lind/Nübling 2022, S. 38). Das Vorhandensein sogenannter Genuszuweisungsprinzipien wird von einigen Wissenschaftler:innen vehement abgestritten und anhand femininer Bezeichnungen für männliche Personen oder Beispielen aus dem Tierreich zu entkräften versucht.⁷ Da Genus als abstrakte sprachinterne Kategorie und Sexus als rein gesellschaftlich-biologisches Kriterium keinerlei Verweiskraft aufeinander hätten – so die Argumentation –, könne unabhängig vom Genus auf Menschen unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten referenziert werden. Dass ausgerechnet das Maskulinum im genderübergreifenden Sinn benutzt wird, sei schlichtweg eine historisch eingefahrene Sprachgewohnheit (vgl. Rummel/Hetjens 2021). Der generische Gebrauch maskuliner Personenbezeichnungen biete Eisenberg zufolge daher „die einfachste, eleganteste und flexibelste Möglichkeit des Deutschen, Sexusdiskriminierung zu vermeiden“ (Eisenberg 2022, S. 35).

Der Sprachwissenschaftler Martin Neef geht sogar noch einen Schritt weiter und sieht im Konzept des geschlechtergerechten Sprachgebrauchs eine latente Männerfeindlichkeit als politisch motivierte Kompensation für die generationenlange Unterdrückung von Frauen (vgl. Neef 2019, S. 44). Generische Maskulina seien grundsätzlich wertneutral; erst die grammatikalisch inkorrekte Gleichsetzung der Merkmale „männlich“ und „maskulin“ – wie es im Kontext sprachlicher Gleichberechtigungsbemühungen regelmäßig der Fall ist – führe dazu, Nomen mit maskulinem Genus als inhärent sexistisch zu denunzieren (vgl. Neef 2019, S. 50). Gemäß der in Rede stehenden Beweisführung werde also nicht allein das maskuline Genus als ungerecht empfunden, sondern vielmehr der Umstand, dass zur Bildung femininer Wortformen ein geschlechtsspezifisierendes Movierungssuffix notwendig ist (vgl. Neef 2019, S. 52 f.). Dieses Missverhältnis lasse sich mit der Fähigkeit maskuliner Personenbezeichnungen zur „vertikalen Polysemie“ begründen, das heißt, beide Lesarten generischer Maskulina – die geschlechtsabstrahierende und die geschlechtsspezifische – seien innerhalb eines einzigen Lexems angesiedelt. *Lehrer* könne demzufolge in autohyponymer Funktion entweder als Oberbegriff oder als Nebenbegriff zu *Lehrerin* verwendet werden (vgl. Neef 2019, S. 55 f.).

Befürworter:innen gendersensibler Sprache leugnen allerdings nicht, dass Maskulinformen geschlechtsübergreifend gebraucht werden. Die Kritik richtet sich eher gegen die Annahme, dass maskulinen Substantiven überhaupt eine vermeintlich generische Bedeutung anhaftet. Das „Mitmeinen“ von Frauen und nonbinären Menschen, obwohl nur der männliche Teil einer Gruppe bzw. Kategorie benannt wird, sei eher beispielhaft für die Verwendung der Bezeichnung eines Teils zur Bezeichnung des Ganzen (auch Synekdoche). Problematisch an der Bedeutungsbeziehung ist, dass sie nur den Teil des Ganzen herausliest, dem die größte Relevanz beigemessen wird. Diese Erklärung entspreche schließlich auch den Erkenntnissen experimenteller Studien, die beim „generischen Maskulinum“ im Vergleich zu anderen genderbezogenen Formulierungen einen deutlichen

⁷ Siehe beispielsweise den Aufruf „Schluss mit Gender-Unfug“ aus dem Jahr 2019 unter <https://vds-ev.de/aktionen/aufrufe/schluss-mit-gender-unfug/>, in dem es heißt: „Der Generalirrtum: Zwischen dem natürlichen und dem grammatischen Geschlecht bestehe ein fester Zusammenhang. Er besteht absolut nicht. *Der Löwe, die Giraffe, das Pferd.* Und keinen stört es, dass alles Weibliche sich seit 1000 Jahren von dem Wort „*das Weib*“ ableitet.“

male bias registriert haben (vgl. Stefanowitsch 2014, S. 849). Die Behauptung einiger Reformkritiker:innen, maskuline Wortformen seien ausschließlich geschlechtsneutral, da sie über kein spezifisches Suffix verfügen, das den Bedeutungsbestandteil „männlich“ trägt, weist der Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch mit der Markiertheitstheorie zurück. Bezogen auf Geschlecht sei demnach das Männliche die als „Normalfall“ betrachtete unmarkierte Grundbedeutung; formal markiert werden nur von der Norm abweichende feminine Lexeme. Genau gegen diese Zurückstellung des Weiblichen als Ausnahmeerscheinung erhebt die feministische Sprachkritik Einspruch (vgl. Stefanowitsch 2014, S. 850).

Verfechter:innen gendersensibler Sprache eint, dass sie alternative Darstellungsoptionen zum „generischen Maskulinum“ nutzen und ausdrücklich befürworten, da die Linguistik aus ihrer Sicht mehr zu leisten im Stande ist, als sich der Verteidigung antiquierter und wissenschaftlich unhaltbarer Vorgaben anheimzugeben. Stattdessen solle und dürfe die Sprachwissenschaft Empfehlungen aussprechen, indem sie Sprachwandelprozesse deskriptiv begleitet und den aktuellen sprachtheoretischen Forschungsstand offenlegt (vgl. Diewald 2018, S. 285 f.). Dabei wird betont, dass die Erforschung zentraler Faktoren wie Referenzialität, Korpushäufigkeiten, lexikalische Relevanz und der Grad der Genderisierung von Personenreferenzen weiterhin ein Desiderat bleibt und einen Mitgrund für die bisher uneinheitliche Umsetzung gendergerechter Sprache darstellt (vgl. Müller-Spitzer 2021, S. 8 f.).

Daneben nehmen manche Linguist:innen gegenüber ihren Kolleg:innen eine gemäßigtere, aber dennoch sehr kritische Haltung ein. Sie erkennen zwar die Defizite des „generischen Maskulinums“ an und begrüßen Entwicklungen zu gendersensiblen Sprachalternativen oder verhalten sich dahingehend zumindest neutral, stören sich jedoch an scheinbar regulativen „Eingriffen“ in wortprosodische Grundregularitäten des Sprachsystems. Darunter fallen auch Vorschläge vonseiten der Linguistik, die als aufoktroiert und problematisch empfunden werden (vgl. Rummel/Hetjens 2021). Insbesondere neue Zeichenintegrationen an Morphemgrenzen zur Movierung bei Personenreferenzen – speziell der „Genderstern“ und der Doppelpunkt – stoßen auf scharfe Kritik, da ihre Intention, Personen jenseits der Zwei-Geschlechter-Ordnung auf sprachlicher Ebene sichtbar zu machen, linguistisch nicht haltbar sei. Die Sprachwissenschaftlerin Helga Kotthoff spricht in diesem Zusammenhang von einem „queeren“ oder „nichtbinären Register“, bei dem es mehr um eine progressive Haltungsanzeige zur Legitimierung der eigenen moralischen Überlegenheit als um ein Unterlaufen maskulin dominierter Lesarten gehe. Die Begründungen für neografische Schreibweisen zeugen eher von einer sozialsemiotischen Aufladung des Diskurses, die als spezifische Sprachideologie linkskultureller Kreise hervortrete und eine eindeutige Gruppenzugehörigkeit indiziere (vgl. Kotthoff 2020, S. 114 f.). Während Gegner:innen in gendersensiblen Bezeichnungsvarianten durchweg einen bildungselitären Gesinnungsausweis, womöglich sogar eine Gefährdung der Demokratie sehen, plädieren Neutralist:innen für eine ihres Ermessens sinnvolle Textpraxis ohne missionarischen Eifer, wie es der Stil des punktuellen „Genderns“ hergebe (vgl. Kotthoff 2020, S. 122).

Die hier vorgestellten Standpunkte decken nur einen Ausschnitt aus dem wissenschaftlichen Meinungsspektrum ab, verdeutlichen aber immerhin eines: Der Diskurs ist geprägt

von intensiven Auseinandersetzungen und gegenseitigen Vorwürfen der politischen, ja populistischen Stimmungsmache sowie Wünschen nach mehr Gelassenheit und Objektivität – sofern diese überhaupt möglich ist. Nicht nur in der laienlinguistischen Öffentlichkeit, sondern auch in der Sprachwissenschaft besteht also nach wie vor Dissens über die Notwendigkeit und Praktikabilität gendergerechter Sprachformen sowie deren Kompatibilität mit grammatischen und orthographischen Regelmäßigkeiten.

3.2 Laienlinguistischer Diskurs

Nicht nur im fachlinguistischen Diskurs, auch in öffentlichen Debatten hat das Thema gendersensible Sprache im Verlauf der letzten Jahre an gesellschaftspolitischer Brisanz gewonnen, und zwar besonders im Kontext neurechter Diffamierungskampagnen gegen Political Correctness (vgl. Stefanowitsch 2018, S. 13). Bereits ein Blick auf martialisch anmutende Schlagworte wie „Sprachschlachten“, „Gesinnungsterror“, „Sprachvergewaltigung“ oder „Geschlechterkrieg“ offenbart die allzeit präsente Kampfrhetorik, die den Gender-Diskurs umsäumt. An Polemik nicht zu übertreffen, generiert der Konflikt um gendergerechten Sprachgebrauch anhaltend Aufmerksamkeit, ist ideologisch überlagert und von starken Emotionen bestimmt. Die Polarisierung in der Öffentlichkeit wird wesentlich vorangetrieben durch die mit geschlechterinklusive Sprache oder mit ihrer Unterlassung verbundenen, verbunden geglaubten oder verbunden behaupteten Erwartungen, Anforderungen sowie Auswirkungen auf das komplexe Beziehungsgeflecht zwischen Sprache, Geschlecht und Bewusstsein (vgl. Kasper 2022, S. 25 f.).

Die einen leiten ihre Befürwortung von gendersensiblen Ausdruckweisen aus dem Postulat der Gleichberechtigung ab und nehmen im „generischen Maskulinum“ einen latenten Androzentrismus wahr, der mit jeder Verwendung erneut affirmiert, hervorgebracht, konserviert und ins Gedächtnis eingeschrieben wird. Auf der anderen Seite wird das „Gendern“ häufig im Rahmen politisch-medialer Kommunikation mit totalitären Vorstellungen von Sprachzensur und Denkverboten assoziiert, als identitätspolitischer Zeitgeist abgewertet oder gar als „moralische Panik“ und „Genderwahn“ pathologisiert. Dass gerade rechte Strömungen von der gezielten Agitation gegen „queerfeministische Gender-Ideologien“ profitieren, zeigen aktuelle repräsentative Umfragen zur Akzeptanz von gendergerechter Sprache, die bei der Mehrheit der Bevölkerung erhebliche Vorbehalte signalisieren. Zwei Drittel der Wahlberechtigten lehnt deren Verwendung ab, darunter vorrangig Parteianhänger:innen der AfD.⁸ Hinter der Zurückweisung von Bemühungen um geschlechtsneutrale Sprachformen kommen emotive und affektive Beweggründe zum Vorschein, denen allerlei reich bebilderte und aus linguistischer Sicht irrationale Sprach- und Kulturverfallsängste entspringen. Denn obwohl sich die Implementierung geschlechtsneutraler Formulierungen in weiten Teilen auf Einzelfälle behördlichen Sprachgebrauchs sowie einige vorrangig linke bzw. feministische Medienanstalten beschränkt und auch ansonsten bloß Empfehlungscharakter hat, reagieren Gegner:innen oftmals mit großer „Sorge um die deutsche Sprache, ihren Bestand und ihre Schutzbedürftigkeit, ihre Reinheit und Ausdrucksfähigkeit, ihre Wahrheit“ (Diewald 2018, S. 297).

⁸ Siehe <https://www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/weiter-vorbehalte-gegen-gendergerechte-sprache/>.

Sprachbezogene Kontroversen drehen sich hauptsächlich um die Frage, welche Kriterien eine „gute“, also normkonforme Sprache ausmachen. Legitimität im Sinne eines alltagsweltlichen Sprachverständnisses kann dabei verstanden werden als eine an binären Richtig-falsch-Dichotomien orientierte Bedingung oder Anforderung, die ein sprachliches Phänomen erfüllen muss, um als standardsprachlich zu gelten (vgl. Beuge 2019, S. 65). Aus Laiensicht zeichnet sich ein „korrekter“ Sprachgebrauch im Wesentlichen durch innersprachliche Homogenität bzw. Invarianz aus, allerdings nicht als Folge eines sprachlich-funktionalen Bedarfs, sondern als Universalie subjektiver Sprechertheorien (vgl. Roth 2019, S. 278).

Diese als erwünscht angesehenen Eigenschaften normkonformer Sprache laufen dem wissenschaftlichen Deskriptivitätsanspruch entgegen. Evaluative Praktiken von Sprachkritik werden daher meist im nichtakademischen Bereich verortet. Darunter fallen zum Teil auch kritische, linguistisch begründete Auseinandersetzungen mit Sprache von Fachleuten, die sich zuweilen in außerwissenschaftliche metasprachliche Diskurse einbringen (vgl. Römer 2022, S. 19 f.). Allgemein bezeichnet der Begriff Laienlinguistik neben einer von Lai:innen betriebenen Sprach- und Kommunikationsuntersuchung vor allem das Alltagswissen nicht-sprachwissenschaftlich gebildeter Sprecher:innen über Sprache und Sprachgebrauch. Die aus öffentlichen Sprachthematizierungen ableitbaren alltäglichen sprachbezogenen Wissensbestände geben zu erkennen, dass Lai:innen in Abgrenzung zur beschreibend vorgehenden und an Gebrauchsnormen orientierten Sprachwissenschaft eher bewertend und subjektiv über sprachliche Phänomene reflektieren und Sprachregeln vorrangig als präskriptive, explizit festgesetzte Zielnormen verstehen (vgl. Beuge 2019, S. 3 f.).

Trotz dieser auffallenden Diskrepanz verlaufen laienlinguistische und sprachwissenschaftliche Diskursfragmente gelegentlich ineinander und beeinflussen sich wechselseitig, denn die Grenzen zwischen evidenz- und meinungsbasierter Argumentation sind zum Teil überlappend (vgl. Strauss 2018, S. 69). Wie genau solche „Grenzüberschreitungen“ im laiendiskursiven Kontext von gendersensibler Sprache stattfinden, gilt es nachfolgend anhand einer Analyse sprachlicher Mittel und Topoi zur argumentativen Bezugnahme auf linguistische Argumentationsmuster zu explorieren. Im nächsten Kapitel werden zunächst die dem Forschungsvorhaben zugrundeliegenden methodischen und methodologischen Überlegungen vermittelt.

4. Methodik und Methodologie

Die vorangegangenen Ausführungen bilden den Ausgangspunkt für einen diskursanalytisch orientierten Zugang zur Untersuchung sprachwissenschaftsbezogener Äußerungen, die Rückschlüsse auf laienlinguistische Wissensbestände zu geschlechtergerechtem Sprachgebrauch ermöglichen. Wie eingangs erwähnt besteht das übergeordnete Anliegen darin, sprachliche Strukturen und Inhalte dieses speziellen Subdiskurses offenzulegen und die Stichhaltigkeit der Argumente kritisch zu beurteilen.

In den nachstehenden Erläuterungen wird der methodologische und methodische Rahmen dieser Arbeit einsichtig beschrieben. Der erste Teil widmet sich unter 4.1 den für die spätere empirische Auseinandersetzung relevanten Grundlagen der linguistischen Diskursanalyse und gibt Aufschluss darüber, welche argumentations- bzw. toposanalytischen Modelle für das oben genannte Ziel geeignet erscheinen. Die Explikation des konkreten Vorgehens bei der Datenanalyse erfolgt anschließend in drei Abschnitten: Zunächst wird die allgemeine Datenlage vorgestellt und eine begründete Eingrenzung des vorhandenen Untersuchungsmaterials vorgenommen (Kapitel 4.2.1). Danach werden der Forschungsprozess selbst sowie die gewählten Methoden der Datenbeschaffung (Kapitel 4.2.2) und -auswertung (Kapitel 4.2.3) mit Blick auf die zugrundeliegende Forschungsfrage transparent gemacht.

4.1 Grundlagen der Diskursanalyse

Seit den 1990er Jahren hat sich die Diskurslinguistik, die ursprünglich aus der Text-, teils aus der Soziolinguistik hervorging, als neuer Teilbereich innerhalb der Germanistischen Sprachwissenschaft rasch etablieren können und wird inzwischen mit unterschiedlichen Akzentsetzungen praktiziert (vgl. Spieß 2012, S. 53). Die linguistische Diskursforschung ist methodisch vielseitig, befasst sich im Grundsatz aber mit der Erfassung sprachübergreifender und transtextuell organisierter Verweiszusammenhänge sowie der diskursiven Konstruktion von sozialer Wirklichkeit. Sie versteht sich mithin als text-, korpus- und wissensorientierte Form der Analyse inhaltlich gebundener Aussagen- oder Textnetze jenseits der Grenzen singulärer Kommunikationsformen.

Neben der Bezugnahme auf die Intertextualität und thematisch-funktionale Kohärenz sprachlicher (Handlungs-)Muster eint die verschiedenen diskurslinguistischen Ansätze, dass sie konzeptionell an die Diskurstheorie von Foucault anknüpfen (vgl. Wengeler 2013, S. 7). Im Wesentlichen konzipiert Foucault den Diskurs als ein pluriformes Ensemble von Texten und Äußerungen, die derselben diskursiven Formation angehören und in ihrer intertextuellen Vernetzung zum Gegenstand sprachwissenschaftlicher Analysen werden (vgl. Warnke 2007, S. 17 f.). Diskurslinguistik nach Foucault interessiert sich dabei grundsätzlich für sprachliche Oberflächenphänomene, die als Resultat von Sprachperformanzen erst über ihre Stellung im diskursiven Feld Bedeutung erhalten und sodann eine tiefenstrukturelle Analyse zur Freilegung sozialer Praktiken der Wissensgenese und Wissensformation ermöglichen (vgl. Warnke 2007, S. 13 f.). Gleichzeitig beschreibt Foucault die diskursive Konstituierung von Wissen als machtgebunden, da sich Macht in sprachlichen Handlungen – und das heißt auch kommunikativen Strukturen –

manifestiere. Demnach ist der Diskurs nicht nur ein Mittel und Mechanismus zur Machtausübung, sondern bringt selbst Macht⁹ hervor (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011, S. 73 f.).

Der Argumentation Foucaults folgend kommt die Diskursanalyse also gar nicht umhin, soziale Dynamiken oder Machtstrukturen, die der Diskurs gleichermaßen erzeugt und repräsentiert, zu umschreiben. Dennoch sorgt gerade diese bei Foucault so unstrittige Tatsache dafür, dass sich innerlinguistisch zwei geradezu antagonistische Lager mit je eigenen Zielsetzungen gebildet haben: eine deskriptiv verfahrenende, diskurssemantische Linguistik und die Kritische Diskursanalyse, die ihren ideologiekritischen Impetus zugleich als dezidiert wertenden, politischen Arbeitsauftrag begreift (vgl. Spieß 2012, S. 53 f.). Inzwischen wurden von Vertreter:innen beider Bereiche zahlreiche Arbeiten zur diskursiven Vernetzung von Texten und Bedeutungen publiziert und differenzierte sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene vorgeschlagen. Etabliert hat sich vor allem das von Warnke und Spitzmüller (2008) initiierte methodologische Synthesemodell DIMEAN, das als plurifaktionale Mehr-Ebenen-Analyse konzipiert ist und auf drei Ebenen, der intratextuellen, der transtextuellen und der Ebene der Akteur:innen, umfassende Orientierungsmöglichkeiten für eine diskurslinguistische Auseinandersetzung zur Verfügung stellt (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011, S. 201).

Großes methodisches und praxisanalytisches Potenzial nicht nur für die Diskurslinguistik, sondern auch für das hier explizierte Forschungsvorhaben birgt unter anderem die Untersuchung diskurssemantisch angereicherter Argumentationstopoi, wie sie Wengeler (2003) als eigenständige Methode in seiner Habilitationsschrift zum Migrationsdiskurs in Deutschland begründet. Gegenwärtige sprach- und sozialwissenschaftliche Argumentationsanalysen konzentrieren sich zumeist auf die Rekonstruktion argumentativer Praxis. Den Anfang machte Spitzmüller (2005) in seiner Dissertation über Metasprachdiskurse zum Thema Anglizismen, in der er die Analyseebenen der Lexik, der Metaphorik und der Argumentationsmuster (Topoi) integrativ ins Auge fasst. Der Topos-Begriff fungiert dabei als diskurslinguistisches Werkzeug, „um transtextuell in öffentlichen Diskursen zum Ausdruck kommendes oder auch nur mit-gemeintes ‚Wissen‘ erfassen und beschreiben zu können“ (vgl. Wengeler 2018, S. 244). Danach versteht sich die Toposanalyse als textübergreifend orientierte Ergänzung zu rein inhaltsbezogenen Methoden, bei der durch die Herausarbeitung rekurrent auftretender kontextspezifischer Argumentationsmuster nicht nur einzelne Topoi, sondern vor allem die Diskursstrukturen komplexer topischer Muster tiefenstrukturell erfasst werden können (vgl. Wengeler 2018, S. 242).

Argumentationen im alltagsweltlichen Kontext beruhen auf induktiv hergeleiteten substantiellen Schlussverfahren, deren Gültigkeit oder Schlüssigkeit im Diskurs verankert ist und die nur selten einen logischen Allgemeinheitsanspruch verfolgen. Topoi sind demnach allgemeine Formprinzipien, die aus habituellen Denkmustern und kollektiv geteilten Überzeugungen der Argumentierenden schöpfen. Diese müssen weder wahr noch evident sein, vielmehr geht es um die Plausibilität der Argumente, die sich aus der Übereinstimmung anerkannter, bereichsspezifischer Meinungen mit den zugrundeliegenden

⁹ Unter „Macht“ versteht Foucault kein Repressionsverhältnis, sondern vielmehr ein Beziehungsgefüge, das alle Aspekte des menschlichen Lebens durchdringt. Später hat er auch den schwer zu übersetzenden Begriff *gouvernement* verwendet (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011, S. 74).

Prämissen speist (vgl. Römer 2018, S. 121 f.). Über die Fähigkeit der Potentialität begründet Wengeler zudem die relative Abstraktheit der Topoi, die als Denk- und Argumentationsmuster jeweils pro und contra der zur Diskussion stehenden Fragestellung einsetzbar sind (vgl. Wengeler 2003, S. 199). Für die Formulierung der einzelnen Topoi ergeben sich im Grunde zwei Möglichkeiten: entweder in Form eines vollständigen Wenn-dann-Syllogismus („*Wenn* die Geschichte lehrt, dass ..., *dann* sollte ...“) oder über kausale Nebensätze („*Weil* die Geschichte lehrt, dass ..., sollte ...“).

In Ergänzung zu diesem Vorgehen sei kurz auf das argumentationsanalytische Untersuchungsverfahren bei Römer (2018) verwiesen. Er schlägt eine Analyse topologischer Diskursformationen vor, die abstrakte Strukturmerkmale auf der einen und das zum Ausdruck kommende, kontextsensitive Wissen auf der anderen Seite komplementär zusammenführt und dadurch das fundamentale topologische Organisationsprinzip des jeweiligen Diskurses zutage fördert (vgl. Römer 2018, S. 123). Dabei gilt es zunächst die in einem vorab definierten Textkorpus wiederholt auftretenden Sprachgebrauchsmuster zu identifizieren. Ausgehend von den konkreten sprachlichen Realisierungen der Argumentationen werden abstrahierte Argumentationsmuster in Anlehnung an Wengeler als inhaltlich angereicherte, prinzipiell bedeutungsoffene Schlussregeln formuliert (vgl. Römer 2018, S. 129 f.).

Diese Methodik erscheint für das eigene Forschungsziel insofern gegenstandsadäquat, als innerhalb der Diskussion zu geschlechtergerechter Sprache von thematisch bestimmten Topoi Gebrauch gemacht wird, die trotzdem so allgemein sind, dass sie strategisch für oder gegen etwas argumentativ gewendet, also zu unterschiedlichen Zwecken gefüllt werden können. Da die Meinungsdebatte um gendersensible Sprachformen teilweise ideologisch motiviert ist und gerade in öffentlichen Beiträgen umfängliche metasprachliche Annahmen mit Wahrheitsanspruch getroffen werden, ist es sinnvoll, zusätzlich zum Topos-Begriff das von Kasper (2022) speziell auf den Gender-Diskurs zentrierte Konzept der Sprachideologien ergänzend hinzuzuziehen. Gemeint sind damit diskursiv verfestigte Annahmen über Zusammenhänge zwischen Sprache, Gesellschaft, Denken und Wirklichkeit, sofern sie von Sprecher:innen zur Legitimation sprachpolitischer und pragmatischer Entscheidungen vorgetragen werden (vgl. Kasper 2022, S. 26).

4.2 Methodische Vorgehensweise

Die eben vorgestellten argumentations- bzw. toposanalytischen Verfahrensweisen ermöglichen eine empirisch geleitete Rekonstruktion der Inhalte und Strukturen des laienlinguistischen Metasprachdiskurses über gendersensible Sprachpraxis. Diesbezügliche sprachbezogene alltägliche Wissensformationen lassen sich durch eine so beschaffene Analyse externalisieren und diskurslinguistisch greifen. Unter Rückgriff auf die benannten methodologischen Grundlagen wird der Forschungsprozess im nächsten Kapitel fragestellungsspezifisch angepasst und intersubjektiv nachvollziehbar gemacht. Zuvor erfolgen jedoch eine kurze inhaltliche Beschreibung des YouTube-Videos, auf das sich die zu analysierenden Kommentare beziehen, sowie eine begründete Eingrenzung des Datenmaterials.

4.2.1 Beschreibung des Untersuchungsmaterials

Den Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit bilden YouTube-Kommentare, die unter einem knapp 30-minütigen Video der bekannten deutschen YouTuberin und Meinungsbloggerin Alicia Joe zum Thema „Warum Gendersprache scheitern wird“¹⁰ veröffentlicht wurden. Die Entscheidung fiel aufgrund der immensen Popularität des Beitrags, der etwa 2,1 Millionen Aufrufe, 170.000 Likes und fast 18.500 Kommentare verzeichnet, sowie dem selbst formulierten Anspruch der Influencerin, in einer kritischen und mit sachlichen Argumenten gefütterten Erörterung die Defizite der „Gendersprache“ aus linguistischer Sicht zu benennen. Im Mittelpunkt ihrer (pseudo-)sprachwissenschaftlich fundierten Erklärungsversuche steht die These, dass Frauen sowohl im Wortschatz als auch in der Wortbildung und Grammatik benachteiligt werden. Anhand fragwürdiger Quellen wie dem Verein Deutsche Sprache (VDS) und ostentativer Beispiele versucht Alicia Joe die Tücken der sogenannten „Gendersprache“ aufzuzeigen und plädiert in ihrem Lösungsvorschlag für eine Rückkehr zum „wahren generischen Maskulinum“, indem sämtliche geschlechtsspezifisierende Movierungen gestrichen werden sollen.

Das Video traf bei Unterstützer:innen wie Kritiker:innen gleichermaßen auf überwältigende Resonanz. Insgesamt beläuft sich die Anzahl der Kommentare zum Zeitpunkt der Datenbeschaffung im Juni 2023 auf 18.491 Beiträge, davon 11.992 Top Level Comments¹¹. Eine vollumfängliche Auswertung der knapp 18.500 Texte ist im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten freilich nicht zu bewerkstelligen und mit Blick auf das konkrete Forschungsinteresse nicht unbedingt zielführend. Daher beinhaltet das Untersuchungskorpus, auf das sich die nachfolgenden Analysen stützen, ausschließlich solche Kommentare, die einen inhaltlichen Sprachwissenschaftsbezug aufweisen. Für eine kriterienbasierte, systematische Eingrenzung der gesamten Datenlage wurden 40 diskurspezifische und fachlich einschlägige Keywords bzw. morphematisch anschlussfähige Wortbausteine definiert, die einen Verweis auf linguistische Begründungsmuster signalisieren:

sprachwiss, linguist, genus, sexus, sprachwandel, wirklichkeit, generisch, maskulin, feminin, neutr, gendersensib, gerecht, inklusiv, stern, schrägstrich, unterstrich, asterisk, binnen, doppelstrich, partizip, grammat, forsch, studie, männlich, weiblich, plural, movier, geschlecht, biolog, pronom, suffix, endung, markier, kasus, artikel, morph, semant, rechtschreib, berufsbezeichnung, personenbezeichnung

Daraus ergab sich eine überschaubare, dennoch statistisch aussagekräftige Menge von 6.677 Treffern, aus der alle nicht forschungsrelevanten Beiträge herausgefiltert wurden. Das endgültige Korpus umfasst etwa 52.000 Tokens. Um die zur Verfügung stehenden Kommentare für eine materialnahe diskursorientierte Untersuchung forschungspraktisch handhabbar zu machen, wurde für den zweiten Analyseschritt eine erneute Selektion der Daten vorgenommen. Durch die Generierung einer Zufallsstichprobe von 500 Treffern konnte sichergestellt werden, dass eine angemessene Repräsentativität gewährleistet ist.

¹⁰ Siehe <https://www.youtube.com/watch?v=aZaBzeVbLnQ&t=3s>.

¹¹ Der Begriff „Top Level Comments“ bezieht sich auf Beiträge, die direkt unter dem ursprünglichen Video gepostet werden, ohne auf andere Kommentare zu antworten.

4.2.2 Datenakquise und -aufbereitung

Die Kommentare wurden Anfang Juni 2023 mithilfe der YouTube Data Tools der Digital Methods Initiative¹² heruntergeladen, die sich vorrangig auf die Entwicklung und Bereitstellung von digitalen Methoden zur Untersuchung genuiner Internet- und Social-Media-Daten spezialisiert hat. Über das Modul „Video Info and Comments“ ließen sich neben den eigentlichen Kommentarbeiträgen auch die dazugehörigen Metadaten, darunter die Zahl der Antworten und „Gefällt mir“-Angaben, der Zeitpunkt der Veröffentlichung und die Namen der User:innen als CSV-Datei extrahieren. YouTube sieht keine uneingeschränkt tiefe Stratifikation der Antwortkommentare vor, sodass bei einer erneuten Reply automatisch der Nickname der adressierten Person als markersetzendes Element vorangestellt wird. Folglich tauchen die Usernamen von Nutzer:innen ebenso im Korpus auf wie Time Stamps, mit denen bestimmte Abschnitte bzw. Stellen im Video verlinkt werden können. In beiden Fällen wurde auf eine Bereinigung in den Korpusdaten verzichtet, da eine signifikante Verzerrung des authentischen Untersuchungsmaterials auszuschließen war. Der Transparenz halber sei zudem darauf hingewiesen, dass sich gegen eine Anonymisierung der Nicknames entschieden wurde, da die Nutzer:innen zumeist ohnehin Pseudonyme verwenden, um eine gewisse Anonymität im Internet zu wahren. Rückschlüsse auf den Klarnamen einer Person sollten im spezifischen Fall somit ausgeschlossen sein, zumal die vorliegende Arbeit nach derzeitigem Stand nicht öffentlich zugänglich sein wird.

Der Datensatz bildet einen repräsentativen Querschnitt des sprachwissenschaftsbezogenen Subdiskurses zu gendersensibler Sprache ab und erlaubt daher zuverlässige und präzise Antworten auf die zu untersuchenden Forschungsfragen. Um mit den Daten im Anschluss korpuslinguistisch arbeiten zu können, wurden diese über BBEdit, ein regex-fähiges Texteditorprogramm mit Syntaxhervorhebung, aufbereitet und anschließend für komplexere Zugriffe und Visualisierungen in ein analysetaugliches XML-Format konvertiert. Nachdem der noch bestehende HTML-Code bereinigt und die Textdaten in XML codiert wurden, ließen sich die Kommentare in die Korpusanalysesoftware SketchEngine¹³ importieren, die Textsammlungen vollautomatisch prozessiert und einen flexiblen Zugriff auf die annotierten Daten erlaubt. Das weitere Vorgehen bei der Datenanalyse und -auswertung wird im nächsten Abschnitt en détail erläutert.

4.2.3 Vorgehen bei der Datenanalyse und -auswertung

Das Anliegen dieser Untersuchung ist wie bereits benannt die inhaltliche Erfassung, Analyse und Interpretation laienlinguistischer Metasprachurteile über gendersensible Personenbezeichnungsmodelle, in denen auf Sprachwissenschaft als argumentative Ressource zurückgegriffen wird. Durch die Wahl einer explorativen diskurslinguistischen Methode, bestehend aus einer korpusbasierten Voruntersuchung und einer darauf aufbauenden qualitativ-induktiven Argumentations- bzw. Topos-analyse, sollen das sprachbezogene Alltagswissen der Diskursakteur:innen und deren subjektive Relevanzsysteme offengelegt werden.

¹² Siehe <https://labs.polsys.net/tools/youtube/>.

¹³ Siehe <https://www.sketchengine.eu>.

In Anlehnung an die unter Kapitel 4.1 explizierte Analyse topologischer Diskursformationen nach Römer (2018) galt es in einem ersten Schritt kommentarübergreifend rekurrent auftretende sprachliche Strukturen zu identifizieren. Als methodisch geeignet erwies sich hierfür das im Wesentlichen von Bubenhofer entwickelte korpusorientierte Untersuchungsverfahren der Diskurslinguistik, mit dem sich das Kovorkommen von sprachlichen Ausdrücken für Methoden der Korpusanalyse operationalisieren lässt. Die Relevanz für das darauffolgende toposanalytische Vorgehen ergibt sich aus der Indikatorfunktion von Sprachgebrauchsmustern für diskursive Praktiken, die auf der sprachlichen Oberfläche sehr unterschiedlich formalisiert sein können (vgl. Bubenhofer 2008, S. 410).

Der korpuslinguistische Zugang zum Textmaterial erlaubt es, signifikante paradigmatische oder syntagmatische Muster, Lexeme, morphosyntaktische Strukturen und weitere sprachliche Routinen in den Daten aufzudecken, die als typisch für den festgelegten Diskursbereich angenommen werden können, ohne diese vorab lexikalisch exakt definieren zu müssen (vgl. Bubenhofer 2008, S. 431). Als maßgebendes Suchkriterium für die hier durchgeführte Korpusanalyse wurden daher überzufällige Wortkombinationen betrachtet, die musterhaft verwendet werden, ergo kennzeichnend für den zu untersuchenden Diskursausschnitt sind, der sich inhaltlich durch Verweise auf linguistische Erklärungsmuster bei der Argumentation für oder gegen gendergerechtes Sprechen hervorhebt.

Um das für diesen Subdiskurs typische Vokabular sowie andere frequent auftretende Wortverbindungen aufzuspüren, wurden die von der Korpusanalysesoftware SketchEngine bereitgestellten Tools und statistischen Analysemöglichkeiten genutzt, mittels derer sich etwa Konkordanzen sowie grammatikalische und kollokale Eigenschaften von Lexemen ermitteln lassen. Da insbesondere Schlag- und Schlüsselwörter das Vorkommen eines Topos indizieren (vgl. Römer 2018, S. 130), wurde unter anderem über eine Keyword-Analyse die lexikalische Spezifik des Korpus zutage gefördert, die gegenüber einem zum Vergleich herangezogenen Referenzkorpus, dem German Web Corpus (de-TenTen), hinsichtlich ihrer Gebrauchsfrequenz überzufällig häufig vorkommen. Mithilfe des N-Gramm-Tools ließen sich darauf aufbauend syntagmatische Muster und phraseologische Beziehungen innerhalb der Keywords ausmachen, um eine differenziertere Einsicht in die den Diskurs prägenden sprachlichen Zusammenhänge zu gewinnen.

Für die Feststellung von statistisch auffälligen Kookkurrenzen und damit von Musterhaftigkeit im Sprachgebrauch war ein avancierter analytischer Zugriff notwendig, der das gemeinsame Vorkommen der Lexeme in einer größeren linguistischen Einheit fokussiert. Dazu wurden vermittels einer Konkordanzsuche Kollokationsprofile signifikanter Schlüsselwörter sowie der entsprechenden Komposita in der KWIC-Ansicht mit jeweils fünf Wörtern links und rechts der Bezugseinheit erstellt. Auf diese Weise ließ sich ein kontextspezifischer Eindruck vom Bedeutungsprofil des jeweiligen Suchausdrucks gewinnen. Das für SketchEngine namensgebende Word-Sketch-Tool ermöglichte ergänzend zur gebräuchlichen Kollokationsanalyse eine aus dem Korpus abgeleitete Gruppierung des grammatikalischen und kollokatorischen Verhaltens eines Lexems, was präzisere Rückschlüsse auf diskurstypische Gebrauchsweisen und Verwendungskontexte erlaubt.

Allein die Korpusanalyse weist lediglich nach, wie sich diskursive Muster auf der sprachlichen Oberfläche in den Kommentartexten niederschlagen. Die Befunde geben daher Anlass zu einer weitergehenden, sowohl deskriptiven als auch argumentationsanalytischen Deutung vor dem Hintergrund des jeweiligen kontextuellen Äußerungsgefüges. Im Rahmen einer erweiterten Toposanalyse wurden induktiv-theoriegeleitet und unter Einbezug der bei Kasper (2022) eruierten sprachbezogenen Ideologien sich in rekurrenten Sprachhandlungen widerspiegelnde Begründungsmuster erschlossen. Die Entscheidung zur Wahl einer interpretativ-heuristischen Methodik fiel gerade aufgrund der Möglichkeit, relevante inhaltliche Dimensionen direkt aus dem Datenmaterial herzuleiten und so die gültigen Wissenssegmente, die im Diskurs über gendersensible Sprache zum Ausdruck kommen, zu durchleuchten sowie ihre Legitimationsstrategien zu rekonstruieren.

Ausgehend von den transtextuell auftretenden Sprachgebrauchsmustern ergaben sich in Anlehnung an Römer (2018) insgesamt sechs Argumentationskategorien, die ihren Ursprung in konkreten empirischen Sprachphänomenen haben und den einzelnen Argumenten der Zufallsstichprobe in einer Excel-Tabelle händisch zugeordnet wurden. Dieser Prozess dauerte so lange an, bis aus den Kommentaren keine neuen Rubriken mehr extrahiert werden konnten. Dabei bildete sich automatisch eine kategoriale Ausdifferenzierung mit hierarchischer Strukturierung heraus, sodass unter den insgesamt sechs Haupttopoi schließlich zehn (induktiv gewonnene) Subtopoi subsumiert wurden, die sich dann weiter systematisieren oder zu abstrakteren Sprachideologiemustern verdichten ließen. Gemäß den bei Wengeler (2003) skizzierten formalen Prinzipien wurden die verschiedenen Topoi nach einem kontextverallgemeinernden, aber inhaltlich spezifizierten Kausalschema als subjunktionale *weil*-Sätze formuliert. Die illustrative Darlegung der jeweiligen Argumentationsmechanismen erfolgt im empirischen Teil unter Kapitel 5.2 in Form einer textimmanent-kontextuellen Explikation beispielhafter, interpretationsbedürftiger Kommentare bzw. Textstellen, die das in den Topoi zutage tretende alltägliche sprachbezogene Wissen der Diskursteilnehmer:innen abbilden.

5. Empirischer Teil

Im Folgenden werden auf Grundlage der eben dargelegten Untersuchungsmethodik zunächst die Ergebnisse der Korpusanalyse vorgestellt (Kapitel 5.1), die mittels der Berechnung frequent auftretender Worteinheiten diskurstypische Muster und Schlüsselwörter des Sprechens über gendersensible Sprache offenlegte, mit denen sich der Sprachwissenschaftsbezug als prägendes Element dieses Diskurses nachweisen lässt. Unter 5.2 wird sich der interpretativen Argumentationsanalyse eigens generierter, aus dem Datenmaterial erschlossener Topoi gewidmet. Zunächst findet dabei eine quantitative Auszählung statt, um die Bandbreite an Möglichkeiten aufzuzeigen, auf aus der Linguistik bekannte Begründungsmuster zurückzugreifen. Davon ausgehend soll anschließend die konkrete Funktionsweise der zentralen Topoi im Detail anhand von ausgewählten Passagen exemplifiziert werden, und zwar vor dem Hintergrund einer sprachwissenschaftlichen Plausibilitätsprüfung der einzelnen Argumente.

5.1 Korpuslinguistische Exploration

Vermittels der korpuslinguistischen Analyse des Datenmaterials ließ sich herausarbeiten, mit welchen sprachlichen Mitteln der zu untersuchende Subdiskurs konstruiert wird. Einen naheliegenden ersten Zugriff auf den Wortschatz und die inhaltlich-semantische Ausrichtung des Diskurses bot die Keyword-Analyse. Da das Textkorpus – wie in Kapitel 4.2.1 dargelegt – für eine forschungspraktischere Handhabbarkeit vorab lexikalisch eingegrenzt wurde, war zu antizipieren, dass die berechneten Schlag- und Schlüsselwörter einen ohnehin hohen Sprachwissenschaftsbezug aufweisen. Die Ergebnisse der Top 5 Einzel- und Mehrworteinheiten bestätigen diese Prognose: Unter den *single word items* belegen *Gendern* mit 2.799 Zählungen (4.205 pro Mio. Wörter) Platz 1, *Gendersprache* mit 560 Zählungen (841 pro Mio. Wörter) Platz 2 und *Maskulinum* mit 729 (1.095 pro Mio. Wörter) sowie *generisch* mit 1.131 Zählungen (1.699 pro Mio. Wörter) Platz 3 und 4. Die beiden letzten Lexeme werden bei den *multi-word terms* auf Platz 1 zu *generisches Maskulinum* mit 542 Zählungen (814 pro Mio. Wörter) unifiziert. Danach folgen *weibliche Form* 270-mal (406 pro Mio. Wörter) auf Platz 2 sowie in einer geradezu kontrastiven Gegenüberstellung *generisches Femininum* mit 128 (192 pro Mio. Wörter) und *männliche Form* mit 134 Zählungen (201 pro Mio. Wörter) auf Platz 3 und 5.

Von den genannten Wortelementen sind vorerst zwei Ergebnisse von weitergehendem Interesse: *Gendersprache* und *generisches Maskulinum*. Beide geben nicht nur Aufschluss über die spezifische Lexik des Diskursausschnitts, sondern lassen darüber hinaus bereits eine Tendenz im Meinungsspektrum der Gender-Debatte erkennen. Denn die Polarisierung in der öffentlichen Wahrnehmung manifestiert sich in einem Grad, der nicht nur den Gegenstandsbereich der Sprache tangiert, sondern bereits dessen Benennung (vgl. Kasper 2022, S. 25). So kann die Verwendung des Begriffes „Gendersprache“ insofern als Strategie des Othering, also wortwörtlich einer „VerAnderung“ (Reuter 2014, S. 24) gelesen werden, als hierbei eine Abgrenzung zur grammatikalisch plausiblen, verbindlichen und allgemein anerkannten Standardvarietät des Deutschen suggeriert wird.

Eine Kollokationsanalyse des Lemmas „Gendersprache“ deutet in eine ähnliche Richtung: Insbesondere die Ausdrücke *diese*, *einer*, *sogenannte* und *neue* illustrieren die

ausdrückliche Fremdsetzung und Ablehnung von geschlechtergerechten Sprachpraktiken. Durch die Verwendung des Demonstrativpronomens „diese“ anstelle des bestimmten Artikels „die“ wird eine sprachliche Distanz zum Konzept der gendersensiblen Sprache aufgebaut. Noch deutlicher tritt die kritische Zurückweisung des „Genderns“ in der Verbindung von *sogenannt* und dem doppelten Anführungszeichen als modalisierender Distanzierungsmarker (vgl. Caduff 2009, S. 154) in Erscheinung:

Die sogenannte "Gendersprache" ist bloss ideologisches, politisches Dogma. Da gibt es nichts zu verstehen. [YT, 2022-05-03, 17:17, L: 0, R: 0]

keine sogenannte "gerechte" Gendersprache im Parlament und in Regierungserklärungen zu gebrauchen! [YT, 2022-11-11, 20:14, L: 1, R: 0]

Einerseits bekommt die „Gendersprache“ den Stempel eines doktrinären Moralismus, wie der gegnerische Vorwurf häufig lautet, aufgedrückt, andererseits wird das Gerechtigkeitspostulat, das der Bezeichnung „gendergerechte Sprache“ *expressis verbis* inhärent ist, grundsätzlich infrage gestellt. Mit *Schwachsinn, unnötig, kompliziert, Ideologie, beschauert* und *lächerlich* finden sich weitere Kollokatoren, die das negative Bedeutungsfeld von „Gendersprache“ unterstreichen. In anderen Fällen werden indirekte Pejorativa wie *Genderdeutsch, Gendersternsprache* oder *Gendertalk* zur terminologischen Bezugnahme auf alternative Personenbezeichnungsmodelle angeführt, die ebenso wie „Gendersprache“ auf eine Stigmatisierung des kritisierten Phänomens hindeuten.

Nachdem die Benennungspraxis selbst bereits demonstriert, dass der Diskurs sogar auf zweifacher Metaebene von Kampfbegriffen gesäumt ist und somit einer sprachideologischen Konfliktzone gleichkommt, soll nun zum oben erwähnten „generischen Maskulinum“ zurückgekehrt werden. Es ist nicht verwunderlich, dass gerade dieser Begriff signifikant häufig innerhalb des Untersuchungskorpus vorkommt, wird die alltagsweltliche Diskussion um gendersensible Sprache doch ohnehin „oftmals auf den Genderstern und das generische Maskulinum verkürzt“ (vgl. Lobin 2021, S. 46). Auch hier zeugen Kollokationspartner wie *sogenannt* und die Verwendung von Anführungszeichen von einer gewissen Reserviertheit gegenüber der Fähigkeit maskuliner Wortformen zur sexusindifferenten Personenreferenz.

Gerade die häufig vorgebrachte Problematik des „Mitmeinens“ von nichtmännlichen Personen spiegelt sich in benachbart auftretenden Wörtern wie *angesprochen, fühlen, ausgeschlossen* und *mitgemeint* – was übrigens unter den *single word items* mit 91 Treffern auf Platz 23 steht – wider, die alle unter den 50 signifikantesten Kollokatoren zu *Maskulinum* auftreten. Die Ausdrucksweise, Menschen würden sich vom „generischen Maskulinum“ angegriffen oder ausgeschlossen *fühlen* und nicht etwa tatsächlich sprachlich ausgegrenzt werden, lässt darauf schließen, dass ein Großteil der User:innen maskulinen Wortformen eine geschlechtsübergreifende Lesart unterstellt. Das legen auch weitere Kollokationspartner rund um das Lemma *Maskulinum* nahe, so etwa *geschlechtsneutral* oder *Standardgenus*, die Maskulina eine geschlechtsabstrahierende Genuität attestieren sowie *Feminina* und *Neutra* im Umkehrschluss als von der maskulinen Norm abweichende und ihr untergeordnete Genera charakterisieren.

Um die (In-)Adäquatheit des „generischen Maskulinums“ und anderer Formen des „Genderns“ nachzuweisen, werden zuweilen bekannte und für den Diskurskontext typische Beispiele angeführt, darunter:

Gästin, Ärztin, Spiegelei, Wache, Lehrer, Lehrerin, Bäcker, Bäckerin, Hexe, Hexer, Krankenschwester, Witwer, Bräutigam, Braut, Gruppe von Lehrern, Gruppe von Chefs, weiblicher/männlicher Lehrer/Arzt/Schüler, Putzkraft

Einige dieser Beispiele sollen kurz genauer kontextualisiert werden: Die feminine Wortform *Gästin* dient zumeist der sprachhistorischen Widerlegung eines vielfach postulierten Traditionsreichtums des „generischen Maskulinums“. Zur Verdeutlichung des Phonemcharakters der „Gender-Pause“, die durch einen stimmlosen glottalen Verschlusslaut wiedergegeben wird, verweisen manche User:innen auf den Glottisschlag im Wort *Spiegelei*. Daneben stehen *Hexer, Witwer* und *Bräutigam* exemplarisch für die Transposition femininer Personenbezeichnungen ins grammatische Maskulinum, während die Formulierung *Gruppe von Lehrern* die Fähigkeit maskuliner Bezeichnungen zur geschlechtsunabhängigen Personenreferenz veranschaulichen soll. Darüber hinaus finden auch Vergleiche zu anderen Sprachen – vornehmlich Englisch – statt, was sich im Korpus durch die Keywords *actress, actor* und *teacher* belegen lässt.

Dass die Diskursteilnehmenden ihre Argumentation auch abseits von sprachlichen Beispielen linguistisch zu untermauern versuchen, wird am deutlichsten bei einer Betrachtung der Schlüsselwörter über die eingangs genannten hinaus. Neben *weibliche Form* und *männliche Form* enthält die Frequenzliste der Top 50 Einzel- und Mehrworteinheiten weitere sprachwissenschaftlich fundierte Termini, von denen manche erwartungsgemäß mit den vorab definierten Schlagwörtern zur Limitierung der Korpustrefferanzahl korrespondieren:

Sexus, Movierung, Femininum, Genus, maskulin, Pronomen, grammatikalisch, Neutrum, Endung, Plural, feminin, Glottisschlag, Singular, movierte Form, biologisches Geschlecht, neutrale Form, maskuline Form, grammatikalisches Geschlecht, grammatisches Geschlecht, generische Form, feminine Form, weibliche Endung

Außerdem in niedrigerer Frequenz, aber dennoch erwähnenswert:

Sprachwandel, Grammatik, Suffix, Partizip, Sprachökonomie, Utrum, unmoviert, indogermänisch, Sexusdifferenzierung, Etymologie, Sapir-Whorf-Hypothese, weiblicher Artikel, männliche Movierung, Unterschied zwischen Genus und Sexus, männlicher Artikel, natürliches Geschlecht, sprachliches Geschlecht, Sprache Wirklichkeit

Wie hieraus ersichtlich wird besonders der Unterscheidung von Genus und Sexus ein höherer Stellenwert eingeräumt. Am offenkundigsten tritt diese Erkenntnis am Beispiel der Wortverbindung *Unterschied zwischen Genus und Sexus* zutage, die im Bereich der *multi-word items* immerhin Platz 87 von insgesamt 1.000 Keywords belegt. Als Einzelwörter rangieren *Sexus* mit 337 Zählungen (506 pro Mio. Wörter) und *Genus* mit 384 Treffern (577 pro Mio. Wörter) auf Platz 6 und 9 weiter oben auf der Frequenzliste.

Daneben bildet der Verweis auf Sprachwandelprozesse, an Begriffen wie *Sprachwandel* und *Sprachökonomie* erkennbar, und die Frage nach der wirklichkeitskonstituierenden Bedeutung von Sprache, die in den Schlagwörtern *Sapir-Whorf-Hypothese* und *Sprache Wirklichkeit* zum Ausdruck kommt, einen wesentlichen Schwerpunkt, mit dem es sich

genauer zu befassen lohnt. Eine Kollokationsanalyse des Lemmas „Sprachwandel“ ergibt folgende Ergebnisse: An erster Stelle findet sich mit *natürlicher* bereits ein typischer Kandidat für die metaphorische Beschreibung von Sprache als einem ästhetischen Naturobjekt, das vor äußeren Eingriffen oder Versuchen der Lenkung geschützt werden müsse (vgl. Kasper 2022, S. 30):

Ich stimme dir jedoch zu, dass man Sprache keinesfalls erzwingen kann, daher hoffe ich, dass Gendern uns wenigstens den Schubs in die richtige Richtung gibt und sich daraus ein natürlicher Sprachwandel bzgl Gendern entwickelt [YT, 2022-01-05, 19:09, L: 32, R: 5]

Weiterhin steht der vermeintlich „von oben“ forcierten Sprachreform mit dem Kollokator *unten* ein als erwünscht betrachteter, organischer Sprachwandel gegenüber, der aus eigenem Antrieb, also ohne Zwang erfolgt. Die deutsche Sprache wird indes nicht nur als schützenswertes Kulturgut verstanden, vielmehr verfügt sie über ein dynamisches Repertoire an sprachlichen Zeichen zur Konstitution der individuellen als auch sozialen, durch gemeinschaftliche Zugehörigkeiten ausgedrückten Identität, die vice versa Sprache beeinflusst sowie Sprachwandelprozesse bedingt (vgl. Kresić 2016, S. 124). Sprache als Spiegel eines kulturellen Selbstverständnisses schlägt sich innerhalb des untersuchten Diskurses in frequent auftretenden Pronomen wie *wir* und *unsere* nieder. Eine Berechnung der Key-Ngramme legt offen, dass die Token-Sequenz *unsere Sprache* signifikant häufig auftritt. Gerade wenn im Zuge von Sprachverfallsängsten beispielsweise von einer „Verballhornung unserer Sprache“ [YT, 2022-03-17, 13:25, L: 1, R: 1] die Rede ist, lässt sich durchaus eine in der Bedrohung der Sprache enthaltene wahrgenommene Bedrohung der eigenen Identität registrieren.

Weitere N-Gramm-Analysen wurden speziell an dem Lexem „Sprache“ ausgerichtet. Die Wortketten *Sprache verändert sich*, *Sprache entwickelt sich*, *Eingriff in die Sprache* verleihen dem vielfach bedienten Topos vom natürlichen Sprachwandel Nachdruck, während *Sprache schafft Wirklichkeit*, *Sprache beeinflusst*, *Sprache unser Denken*, *Sprache formt* – um nur einige zu nennen – auf das oben genannte Verhältnis von Sprache, Bewusstsein und Wirklichkeit referenzieren. Hervorzuheben ist vor allem der in Metasprachdiskursen immer wiederkehrende Slogan „Sprache schafft Wirklichkeit“, der je nach Kontext die Handlungsmacht performativer Sprechakte akzentuiert oder in negierter Form eine gegenseitige Einflussnahme von Sprache und Realität gänzlich in Abrede stellt. Letzteres geht oft einher mit einer Relativierung sprachlicher Gleichberechtigungsbemühungen gemessen an „tatsächlichen“ Maßnahmen zur Diskriminierungsbekämpfung, was durch die Schlüsselwörter *wichtiges Problem*, *anderes Problem*, *echtes Problem*, *wirkliches Problem*, *eigentliches Problem*, *richtiges Problem* zur Geltung kommt.

Daran anschließend hat sich gezeigt, dass in der Diskussion über das Für und Wider gendersensibler Sprache Studien, Institutionen, Autoritätspersonen oder auch gerne „die“ Sprachwissenschaft zur argumentativen Legitimation herangezogen werden. Mit *sprachwissenschaftlich*, *Sprachwissenschaft*, *Linguistik* und *Germanistik* finden sich einige frequent auftretende Keywords, die einen ausdrücklichen Sprachwissenschaftsbezug signalisieren. Im Fall von *Sprachwissenschaft* und *Linguistik* lässt sich konstatieren, dass mit den Kollokationspartnern *der* („aus Sicht *der* Sprachwissenschaft“) und *die* („*die* Linguistik wird grundsätzlich ...“) ein Wissen suggeriert wird, das, so die Implikation, auf

allgemeinem Konsens innerhalb der gesamten Disziplin beruht. Gleichzeitig dienen modalisierende Anführungszeichen dazu, die Gegenposition zu diskreditieren oder gar als gesinnungsmäßigen Dilettantismus abzutun:

Wenn "Sprachwissenschaft" nicht mal mehr nur dazu in der Lage ist, herauszufinden, ob DER KOFFER Hoden hat oder nicht und vielleicht nur deswegen "männlich" (oder weiblich) sei, dann ist Sprachwissenschaft keine Wissenschaft mehr, sondern nur noch ein Deppenverein, der überhaupt nichts mehr peilt. [YT, 2022-01-13, 19:02, L: 3, R: 2]

"Feministische Linguistik " eine Wissenschaft? Ich habe mal gelernt, dass Wissenschaft ideologiefrei sein sollte. [YT, 2022-05-12, 19:51, L: 1, R: 0]

Insbesondere die Wörter *Feministische*, *feministischen*, *feministische* sind am signifikant häufigsten im Kontext von *Linguistik* anzutreffen und unterstreichen somit die Herabsetzung und Deprofessionalisierung einer sprachwissenschaftlichen Disziplin mit politischem Impetus.

Noch mehr als auf „die“ Sprachwissenschaft wird auf „die“ Grammatik bzw. „die“ (deutsche) Sprache verwiesen – größtenteils in der Absicht, die Konservierung des sprachlichen Status Quo, sprich des „generischen Maskulinums“ zu rechtfertigen. Eine Analyse der Kollokationen von „Grammatik“ bringt das laienlinguistische Bedürfnis nach einer regelkonformen Sprache zum Ausdruck, das unter Kapitel 3.2 ausführlich beleuchtet wurde: Unter den Top 20 zeugen *Rechtschreibung*, *deutsche*, *korrekte*, *Orthographie*, *verpflichtet*, *Duden* nicht nur von einer Orientierung an festen Bezugsgrößen, sondern auch von der engen Verquickung zwischen Grammatik und Rechtschreibung in öffentlichen Metasprachurteilen. Beide Begriffe bilden im Korpus nachweislich eine feste Paarformel (*Rechtschreibung und Grammatik*), mit der zwei Bereiche des Deutschen als untrennbare Bestandteile eines homogenen Ganzen bezeichnet werden.

Neben semantisch ähnlichen oder sogar identischen Kollokatoren wie *deutsche*, *neue*, *Grammatik*, *Regeln* und *ändern* kommt das Wort „Rechtschreibung“ typischerweise im Zusammenhang mit *Rat* („Rat für deutsche Rechtschreibung“) sowie *Amtliche* und *Regelwerk* („Amtliches Regelwerk der deutschen Rechtschreibung“) vor. Hieraus lässt sich eine weitere Form des Autoritätsverweises ableiten: Die Bezugnahme auf sprachliche Institutionen und offizielle Richtlinien zur deutschen Rechtschreibung, zu denen auch der Duden zählt, der weiter oben aufgelistet wurde. So unterstreichen Kookkurrenz-Partner wie *selbst* („Selbst der Duden behauptet ...“) *laut* und *sogar* („... sogar laut Duden gegen die Rechtschreibregeln verstößt“) den Versuch, die Ablehnung gendersensibler Sprache aufgrund vermeintlicher orthographischer Regelbrüche zu legitimieren.

In ähnlicher Weise kommen solche Beglaubigungsstrategien zum Einsatz, wenn (psycho-)linguistische Studien und Experimente zitiert werden. Ein Blick auf die Frequenzangaben der ermittelten Schlagwörter zeigt: Mit *Kindergartenstudie*, *Gegenstudie*, *Studienlage* finden sich eindeutige Referenzen auf empirische Forschungsarbeiten zu verschiedenen Personenbezeichnungsmodellen, konkret auf jene von Vervecken, Hannover und Wolter (2013) zum Einfluss geschlechtergerechter Formulierungen auf die kindliche Wahrnehmung von Berufen (siehe *Kindergartenstudie*).

Eine weitere Möglichkeit, sprachwissenschaftliche Erkenntnisse autorisierend zur Untermauerung subjektiver Spracheinstellungen heranzuziehen, besteht darin, sich auf

Aussagen zentraler Akteur:innen in der Linguistik und im öffentlichen Leben zu berufen. Das Textkorpus gibt Aufschluss darüber, welche Personen überzufällig häufig als Autoritätsfiguren ins diskursive Feld geführt werden: (Hermes) *Phettberg*, *Lann Hornscheidt*, (Luise) *Pusch*, *Nele Pollatschek*, *Ewa Trutkowski* und (Senta) *Trömel-Plötz*. Obendrein lässt sich die Tendenz ausmachen, dass die Kommentierenden ihre eigenen fachlichen Qualifikationen und individuellen Betroffenheitserfahrungen in Bezug auf das Themengendersensible Sprache betonen, vermutlich weil sie auf diese Weise eine höhere Glaubwürdigkeit und Legitimität für ihre Argumentation zu beanspruchen beabsichtigen. Besonders deutlich tritt diese Selbstverortung als Expert:in oder Betroffene:r in dem Biogramm *ich als* zutage. Typische Kollokatoren, die hiermit einhergehen, sind *Mann*, *Frau*, *Kind*, (*weiblicher*) *Lehrer*, (*weiblicher*) *Sprachwissenschaftler* und *Person*, letzteres meist mit der attributiven Ergänzung *nicht-binäre*, *weibliche*, *männliche* etc.

Insgesamt offenbart die korpuslinguistische, von Musterhaftigkeiten an der sprachlichen Oberfläche geleiteten Auseinandersetzung eine große Bandbreite an sprachlichen Mitteln, um sich (pseudo-)linguistischer Begründungsmuster in der Diskussion für und gegen gendergerechtes Sprechen zu bedienen. Die unterschiedlichen Praktiken zur Herstellung sprachwissenschaftlicher Bezüge werden in den nachstehenden Analysen zum Ausgangspunkt genommen, um tieferliegende Argumentationsmuster bzw. Topoi zu eruieren, die das implizite sprachbezogene Wissen in diesem spezifischen Diskurs freilegen.

5.2 Toposanalytische Untersuchung

Die im Folgenden angestellte argumentationsanalytische Betrachtung des Datenmaterials findet unter zwei Gesichtspunkten statt: Zum einen gilt es die eruierten Haupt- und Subtopoi, die zunächst in einer konzentrierten Zusammenschau vorgestellt und zahlenmäßig beschrieben werden (Kapitel 5.2.1), am Beispiel ausgewählter Pro- und Contra-Kommentare exemplarisch vorzuführen (Kapitel 5.2.2). Der zweite Fokus liegt dann, wenn auch eher sekundär, auf der fachkundigen Beurteilung der Triftigkeit und Stringenz der sprachwissenschaftlichen Beweisführung.

5.2.1 Überblick und quantitative Befunde

Die inhaltliche Bestimmung der Topoi ergab sich – wie im Methodik-Teil unter 4.2.3 erläutert – einerseits aus den Ergebnissen der Korpusanalyse, die bereits an der Sprachoberfläche erkennbare Bezugspunkte für mögliche Argumentationskategorien liefert, als auch aus einer materialnahen Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsmaterial selbst. Das ermöglichte eine schärfere Präzisierung der korpusorientierten Vorarbeit für toposanalytische Zwecke, viel entscheidender jedoch: eine induktive, datengeleitete Generierung der nachfolgend genannten Topoi.

Aus der Zufallsstichprobe konnten insgesamt sechs Haupt- und zehn Subtopoi, die sich in Form von untergeordneten Argumentations- bzw. Sprachideologiemustern in den Kommentaren niederschlagen, erschlossen werden. Diese lassen sich folgendermaßen systematisieren:

Haupttopoi	Subtopoi
Autoritäts-Topos	Wissenschafts-, Autoritätspersonen-, Selbstexpertise-, Studien-, Vorschriften-Topos
Sprachnormen-Topos	Richtigkeits-, Einheitlichkeits-Topos
Sprachwandel-Topos	Natürlichkeits-, Sprachverfalls-, Reinheits-Topos
Sprache-Wirklichkeit-Topos	
(Sprach-)Geschichts-Topos	
Beispiel-/Analogie-Topos	

Tab. 1: Katalog mit übergeordneten und untergeordneten Topoi

Einige der genannten Topoi sind kontextsensitive Varianten inhaltlich zentraler Argumentationsmuster in Anlehnung an die Topos-Typologie bei Wengeler, die ein entsprechend ähnliches Kausalschema aufweisen. Darunter fallen illustrative Beispiel- und Analogietopoi sowie Autoritätstopoi. Die prozentuale Aufteilung der Haupttopoi aus der linken Tabellenspalte ist in Abbildung 1 grafisch visualisiert und erlaubt wesentliche Rückschlüsse auf den argumentativen Gehalt und die inhaltliche Zusammensetzung der untersuchten Kommentartexte.

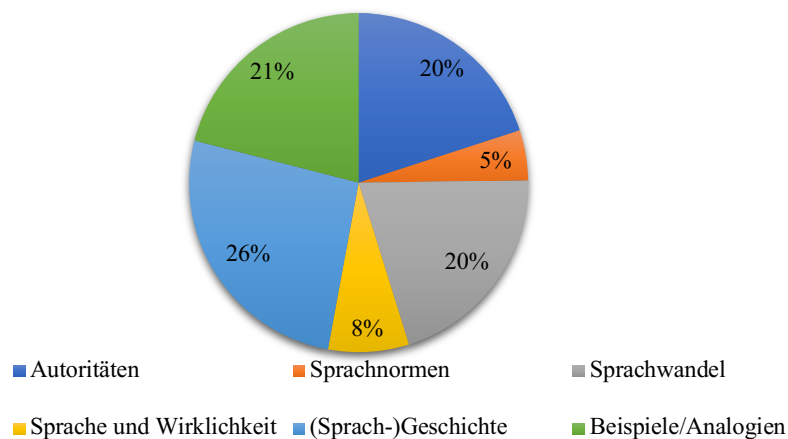


Abb. 1: Prozentuale Verteilung der Topoi mit Sprachwissenschaftsbezug

Mit Abstand den größten Anteil nimmt der Topos der (Sprach-)Geschichte mit 26 Prozent ein, der sich im Kern mit der sprachlichen Konvention des „generischen Maskulinums“ befasst und insofern mit den Ergebnissen der Korpusuntersuchung übereinstimmt, die auf eine besondere Prädominanz von argumentativen Verweisen hinsichtlich des Generizitätspotentials maskuliner Wortformen hindeuten. Das häufige Vorkommen von Autoritäts- sowie Beispiel-/Analogie-Argumenten lässt sich darauf zurückführen, dass beide Topoi als Stützungen anderer Begründungsmuster fungieren und daher flexibel einsetzbar und kontextuell anpassungsfähig sind. Demgegenüber ist die Rubrik der Sprachnormen mit fünf Prozent verhältnismäßig am wenigsten vertreten, dicht gefolgt vom Sprache-Wirklichkeit-Topos mit acht Prozent. Gleichwohl lassen beide Argumentationskategorien einen hohen inhaltlichen Sprachwissenschaftsbezug erkennen – wie in den nächsten Abschnitten diskursanalytisch zu begründen sein wird. In direkter Anknüpfung an die

korpusorientierte Auseinandersetzung widmet sich das nachstehende Kapitel zuvor aber erst dem Autoritäts-Topos samt der dazugehörenden Subtopoi.

5.2.2 „ich als angehender Lehrer“: Autoritäts-Topos

Weil die Sprachwissenschaft, als Expert:innen bzw. Autoritäten ausgewiesene Personen, Studien oder Institutionen gendersensible Sprache befürworten/ablehnen/eine bestimmte Einstellung zum „Gendern“ vertreten, sollte gendersensible Sprache umgesetzt/nicht umgesetzt/diese Einstellung übernommen werden.

Beim Autoritäts-Topos wird die jeweils umstrittene These unter Berufung auf eine anerkannte Autorität untermauert, um die Wahrheit oder Richtigkeit der Aussage oder Behauptung zu bestätigen. Der jeweilige Geltungsanspruch stützt sich demzufolge auf ein externes Wissensfundament, das durch eine institutionelle, personale oder anderweitig legitimierte Autorität verbürgt und somit abgesichert ist (vgl. Wengeler 2003, S. 322). Bezogen auf den hier zu untersuchenden Diskursausschnitt lassen sich fünf Autoritäten identifizieren: 1) „die“ Sprachwissenschaft, 2) sprachwissenschaftlich tätige oder sonst wie prominente Personen, 3) persönliche Expertise oder Betroffenheit, 4) Forschungsergebnisse aus (psycho-)linguistischen Studien sowie 5) Institutionen bzw. offizielle Vorschriften. Die korpusanalytischen Befunde haben bereits auf der Sprachoberfläche ergeben, dass „der“ Sprachwissenschaft gerne pauschal ein allgemein verbreiteter Konsensus unterstellt wird, der auf einer vermeintlich erwiesenen und unangefochtenen Faktenbasis beruht, die dann selbstverständlich mit dem eigenen Wissen konsistent ist. Wie dieser Argumentationsmechanismus konkret funktioniert, veranschaulicht folgendes Textbeispiel:

Solche sexualistischen Erklärungsansätze gelten *in der Linguistik* [Herv. J. B.] eigentlich als überholt. Sprachhistorisch gesehen ist das Maskulinum nicht nur der Standardgenus, sondern insbesondere Subjektgenus. Das Femininum wird dagegen vor allem für Abstracta verwendet. Insofern macht die Verwendung des Maskulinums für Nomina Agentis durchaus Sinn. Hebamme kommt vom althochdeutschen Begriff für Großmutter und erbt daher seinen Genus. [YT, 2022-07-31, 23:50, L: 0, R: 0]

Hieraus werden zwei Funktionen des Autoritäts-Topos ersichtlich: die Legitimierung der eigenen und Delegitimierung der gegnerischen Position. Indem die verfassende Person die in Frage stehenden „sexualistischen“ Genustheorien – welche Kritik diesem Wortlaut anhaftet, wird im Anschluss noch diskutiert – als „in der Linguistik“ antiquiert rahmt, erweckt sie den Eindruck, dass die darauffolgenden Tatsachenbehauptungen auf einer soliden und aktuellen wissenschaftlichen Grundlage stehen. Etymologische Erläuterungen zum Wort „Hebamme“ und die Verwendung von Fachtermini dienen zusätzlich als autoritative Werkzeuge zur Selbstbestätigung. Nicht nur das: Durch den impliziten Vorwurf der Unwissenheit an die Gegenseite (vgl. Kasper 2022, S. 31 f.), spricht Vertreter:innen der „sexualistischen Erklärungsansätze“, erfolgt gleichsam eine Aufwertung der eigenen durch Abwertung der fremdgesetzten Meinung. Hinter der Zurückweisung eines vermeintlichen „Sexualismus“ des Genus versteckt sich die Auffassung, dass zwischen dem natürlichen Geschlecht und dem grammatischen Geschlecht eine klare Trennung bestehe. Doch weder handelt es sich bei der gegenläufigen Annahme um eine veraltete, aus „der“ Linguistik überwiegend verbannte feministische Randposition – ganz im Gegenteil:

Genderlinguistische Erkenntnisse konstatieren sogar eine weitgehende Kongruenz von Genus und Sexus über den Humanbereich hinaus (siehe Kapitel 2.1) – noch kann die fachwissenschaftliche Kontroverse um diese Zuweisungsregel als abgeschlossen gelten.

Am Beispiel der „feministischen Linguistik“ hat die Korpusanalyse außerdem gezeigt, dass der Wissenschafts-Topos genauso unter umgekehrten Vorzeichen benutzt wird, nämlich mit dem Ziel, einer sprachwissenschaftlichen Autorität, in diesem Fall einer Teildisziplin mit dezidiert sprachpolitischem Anspruch, die Professionalität abzuerkennen (vgl. Kasper 2022, S. 32):

Das liegt daran, dass man sich nicht an deskriptiver, unvoreingenommener Linguistik orientiert, sondern einer "feministischen Linguistik" von Luise Pusch, die diese selbst dezidiert ideologisch definiert und permanent ihre Vorurteile und Verallgemeinerungen in ihre "Sprachwissenschaft" einfließen lässt. Zitat: "Es bedurft wohl radikalfeministischer Verve, Unbekümmertheit, Subjektivität und entschlossener Parteilichkeit (!), um zu dieser Auffassung über Sprache zu kommen." [...] Es besteht also Veranlassung zu fragen, wie solche "Parteilichkeit" mit unvoreingenommenem Streben nach "Wahrheit" zu vereinbaren sein soll. [YT, 2022-01-16, 02:18, L: 0, R: 0]

Gerade weil die feministische Sprachkritik sich also nicht nur mit der Beschreibung von Sprache und Sprachgebrauch begnügt, sondern ihre Befunde vor dem Hintergrund sprachlicher Diskriminierung bewertet (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 13), werde sie – so die Argumentation – den wissenschaftlichen Standards der Neutralität und der objektiven „Wahrheitssuche“ nicht gerecht. Daraus folgt die logische Konsequenz: Weil die feministische Linguistik gendersensible Sprache befürwortet, sollte von ihrer Umsetzung abgesehen werden.

Rhetorische Strategien, die eine Diskreditierung und Degradierung der gegnerischen Seite intendieren, kommen auch im Rahmen anderer Autoritätsargumente zum Einsatz. In dem soeben angeführten Beispiel verbindet sich die Kritik an der Wissenschaftlichkeit einer linguistischen Teildisziplin mit der an einer berühmten Vertreterin eben dieses Forschungszweiges, Luise Pusch. Das vorgebrachte Zitat dient dabei als autorisierender Nachweis für die Plausibilität der eigenen Argumentation, da es diese auf den ersten Blick sogar zu bestätigen scheint und besonders wirkungsvoll als „Eigentor“ einer feministisch ausgerichteten Linguistik inszeniert wird („die diese selbst dezidiert ideologisch definiert“). Dieser Eindruck entsteht allerdings nur deswegen, weil der oder die User:in die entschieden sprach- und gesellschaftskritische Zielsetzung von Luise Pusch vor dem Hintergrund subjektiver Erwartungen an Sprachwissenschaft als rein ideologiesteuert und damit fern jeglicher Seriosität kontextualisiert. Dabei ist eine normative Haltung, wie sie etliche soziolinguistische Ansätze einnehmen, die sprachliche Machtstrukturen als Ausdruck asymmetrischer Herrschaftsverhältnisse transparent machen wollen, durchaus legitim und berechtigt (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 13). Nicht zuletzt handelt es sich bei gendersensibler Sprache um ein hochpolitisiertes und polarisierendes Thema, wodurch das wissenschaftstheoretische Ideologem der Wertfreiheit ohnehin wohl kaum möglich, wenn überhaupt beabsichtigt ist.

Während in diesem Fall also die Seriosität einer wissenschaftlich tätigen Person angezweifelt wird, demonstriert der folgende Kommentar eine vergleichbare, wenn auch sehr spiegelbildliche Ausprägung dieses Subtopos:

Die Behauptung von Luise Pusch, Frauen seien nur "mitgemeint" und ihnen werde sogar "die Identität als menschliches Wesen" verweigert, [...] ist also kein Faktum, sondern eine subjektivistische INTERPRETATION. Man könnte es auch ganz anders interpretieren, nämlich als Bevorzugung der Frau, die eine eindeutige Funktion für sich alleine hat, während Männer mit der genannten Doppeldeutigkeit leben müssen. Mehr dazu ist bei dem renommiertesten Linguisten, Prof. Peter Eisenberg, zu finden. [YT, 2022-01-16, 22:20, L: 4, R: 0]

Wie vorhin wird der Standpunkt der Gegenpartei, verkörpert durch Pusch, argumentativ zu entkräften versucht, diesmal jedoch unter Verweis auf eine weitere, gerade im Kontext der Gender-Debatte sehr meinungsstarke Autoritätsperson, Peter Eisenberg. Nicht nur werden dessen Auffassungen als deckungsgleich mit den eigenen wiedergegeben, was der dargelegten Beweisführung eine höhere Glaubwürdigkeit verleihen soll. Der oder die Nutzer:in präsentiert eine subjektivistische, auf bloßen Empfindungen beruhende feministische Sprachwissenschaft überdies als fundamental entgegengesetzten Pol zu „tatsächlichen“, verifizierbaren Fakten. Interessant ist fernerhin die superlativische Beschreibung Eisenbergs als „renommiertesten Linguisten“, womit einerseits dessen sachkundige Überlegenheit herausgestellt, andererseits die Argumente der verfassenden Person kaum angreifbar gemacht werden. Denn wie ließe sich schließlich kritisieren, was von jemandem mit solch hoher Reputation und unbestrittener Expertise stammt?

Dabei ist es wichtig zu beachten, dass der Gebrauch des autoritativen Personen-Topos nicht zwangsläufig eine prinzipielle Richtigkeit sprachbezogener Aussagen bedeutet, da deren Geltung allein an den wissenschaftlichen Kontext ihrer Entstehung geknüpft wird. Zudem fallen Peter Eisenberg und der VDS immer wieder durch das Schüren tendenziell rückwärtsgerichtetes Ressentiments gegen Veränderungen des Sprachgebrauchs auf, die sich im offenkundigen Widerspruch zur Selbstdarstellung als apolitische Sprachgemeinschaft mit Expertenstatus bewegen. Der Vorwurf der Engstirnigkeit und ideologischen Verblendung, wie er auch dem obigen Beispiel zu entnehmen ist, bleibt für das eigene krampfhaftes Festhalten an überholten Sprachnormen daher meist unreflektiert (vgl. Lind/Nübling 2022, S. 38). Anders als im Kommentarbeitrag davor wird hier somit einer Person besondere Professionalität attestiert, die jedoch fragwürdige und nicht selten populistisch anmutende Meinungen vertritt.

Abgesehen davon steht der Versuch, das deutsche Sprachsystem gar als männerfeindlich auszulegen („Bevorzugung der Frau, [...] während Männer mit der genannten Doppeldeutigkeit leben müssen“), sehr klar unter dem Einfluss subjektiver Sprachideologien und lässt sich noch dazu linguistisch widerlegen. Eine zweideutige Lesart des „generischen Maskulinums“, das für Männer – im Gegensatz zum Femininum – kein „eigenes“, spezifisch maskulines Genus bereithalte und daher benachteiligend wirke, ist schon allein deshalb auszuschließen, weil sich geschlechtsindefinite Nomina (Epikoina) gerade durch ihre Unfähigkeit zur Ableitung geschlechtsdefinierter Wortformen (z. B. **der Personer* bzw. **die Personin*) auszeichnen (vgl. Diewald/Nübling 2022, S. 12). Somit existieren unter vermeintlich generischen Maskulinbezeichnungen allenfalls „Pseudoepikoina“ (vgl. Klein 2022, S. 183); es gibt also sehr wohl eine speziell männliche Form, die nicht

wegen ihrer inhärenten „Doppeldeutigkeit“ sexusübergreifend verwendet wird, sondern weil sie schlichtweg den Default repräsentiert – und genau gegen diesen sprachlichen Androzentrismus wehren sich Befürworter:innen des „Genderns“.

Um die persönliche Einstellung in Bezug auf geschlechtergerechte Sprache legitimato-
risch abzusichern, muss nicht unbedingt auf außenstehende Personen und deren (ver-
meintliche) Expertise verwiesen werden. Genauso gut lässt sich eine angebliche Deu-
tungshoheit über die eigene Fachkenntnis und einem daraus abgeleiteten Wissensvor-
sprung gegenüber linguistischen Lai:innen rechtfertigen. Die korpusanalytisch nachge-
wiesene, lexikalisch stark verfestigte sprachliche Formel *ich als* + [Angehörige:r von so-
zialer/beruflicher Gruppe] leitet in den meisten Fällen eine Argumentation ein, die vor
potentieller Kritik schützen bzw. diese von vornherein blockieren soll. Interessant wird
es vor allem dann, wenn dabei eine Selbstzuschreibung linguistischer Kompetenzen mit-
schwingt, die allein auf der gegenwärtigen oder vergangenen beruflichen Beschäftigung
mit Sprache fußt:

Zum Gendern habe *ich als angehender Lehrer* [Herv. J. B.] folgende Punkte anzuführen: Der
Kernpunkt des Genderns liegt in einem großen Irrtum, nämlich der Gleichsetzung von „Ge-
nus“ und „Sexus“. Das Deutsche verfügt über drei Genera, wie die meisten bereits wissen:
Maskulinum, Femininum und Neutrum. „Sexus“ bezeichnet dagegen eine biologische Eigen-
schaft, die nicht mit dem Genus verbunden werden kann [...]. [YT, 2022-11-09, 14:15, L: 5,
K: 0]

Direkt zu Beginn profiliert sich die schreibende Person als jemand mit den notwendigen
fachspezifischen Qualifikationen („angehender Lehrer“), um eine fundierte Einordnung
und Begründung des angesprochenen „Irrtums“ bei der „Gleichsetzung von ‚Genus‘ und
‚Sexus‘“ vorzunehmen. Diese Form der sozialen Positionierung als epistemische Autori-
tät in einem diskursiv ausgehandelten Wissensraum kann als Stancetaking bezeichnet
werden. Gemeint ist damit eine auf meist sprachideologischen Bewertungshandlungen
basierende Selbstverortung in übergeordneten sozialen Strukturen, die – wie in diesem
Beispiel – im Dienste der Bestätigung subjektiver sprachbezogener Annahmen über kor-
relative Zusammenhänge zwischen Genus und Sexus steht (vgl. Merten 2020, S. 1520 f.).
Hervorzuheben ist zudem, dass Autoritätsargumente dieser Art jenseits von einer Attri-
buierung sprachwissenschaftlicher Expertise auch über den Nachweis persönlicher Be-
troffenheit funktionieren, aus der dann ein scheinbarer Anspruch auf Definitionsmacht
erwächst:

ehrlich gesagt muss *ich als non-binary Person* [Herv. J. B.] sagen, dass ich teilweise Gender-
sprache schlimmer finde als generisches masculinum. Bei dem Wort "die Schüler" stellt man
sich eine Gruppe von, nun ja, Schülern vor. Nur sehr wenige stellen sich eine Gruppe von
exklusiv männlichen Schülern vor. [YT, 2022-12-24 21:09, L: 1, R: 0]

Weil neben Frauen auch nichtbinäre Menschen durch das „generische Maskulinum“ aus-
geschlossen werden und daher die Zielgruppe von Bemühungen um einen gendersensib-
len Sprachgebrauch sind, impliziert die Betonung der eigenen Geschlechtsidentität in die-
sem Beispiel eine ihr innewohnende Autorität als Prämisse für die Plausibilität der geäu-
ßerten Meinung. Prinzipiell ist es ein Wesensmerkmal von Maßnahmen antidiskriminie-
render Sprachpolitik, dass diese von einer Betroffenenperspektive ausgehen, um margi-
nalisierten Gruppen eine Stimme zu geben (vgl. Tereick 2019, S. 384). Der Kommentar

baut auf diesem an sich sehr wichtigen sprachpolitischen Konzept der Selbstermächtigung betroffener Personen auf, nutzt die eigene Stimme dann aber dazu, auf der Grundlage empirisch nicht haltbarer, anekdotischer Evidenzen gegen das „Gendern“ zu polemisieren.

Der Grundgedanke dieser Beweisführung setzt sich fort in authentisierenden Verweisen auf Erkenntnisse psycholinguistischer Studien zum „generischen Maskulinum“ und anderen Personenbezeichnungsmodellen, die hauptsächlich, aber nicht nur von Befürworter:innen gendersensibler Sprache herangezogen werden. Zwei Textpassagen exemplifizieren die Funktionsweise dieser speziellen Ausprägung des Autoritäts-Topos aus Pro- und Contra-Sicht.

Zu der Sache mit der "Gruppe von Lehrern" gibt es einmal dieses Rätsel, das du vermutlich kennst <https://sciencev1.orf.at/science/news/151120> und Studien, die nahelegen, dass Menschen, zumindest bisher in Deutschland, bei solchen Bezeichnungen wie "die Lehrer", "die Ärzte" oder "die Wissenschaftler" eher an eine Gruppe aus Männern als eine gemischte Gruppe oder gar eine Gruppe die nur aus Frauen besteht, was ja möglich wäre, wenn man davon ausgeht, dass Genus und Sexus sich nicht gegenseitig beeinflussen und gesellschaftliche Umstände dabei keine Rolle spielen. [YT, 2022-09-13, 11:27, L: 0, R: 46]

Das weitverbreitete und auch im Korpus frequent auftauchende Beispiel der „Gruppe von Lehrern“ nimmt die verfassende Person hier zum Anlass, um über ein ebenso geläufiges, aus dem Englischen übersetztes Sprachrätsel die Impraktikabilität des sogenannten generischen Maskulinums zu belegen. Da Englisch eine genuslose Sprache ist, lässt sich die Problematik stereotyp männlicher Vorstellungen bei Berufsbezeichnungen wie engl. *surgeon*, *doctor*, *professor*, *driver*, auf die im Original aufmerksam gemacht wird, nicht bruchlos auf die strukturelle Asymmetrie des deutschen Genussystems übertragen. Vielmehr veranschaulicht dieses Gedankenspiel, dass selbst jenseits vom grammatischen Geschlecht durch bevorzugt männlich genderisierte Assoziationen ein *male bias* entsteht (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 95 f.). Die im obenstehenden Kommentar hierauf folgende Wiedergabe von Forschungsergebnissen zu geschlechtsneutral intendierten Maskulina erfüllen argumentativ den gleichen Zweck wie im nachstehenden Abschnitt:

Eine neue Studie belegt: Lehrer war nie ein Wort bloß für Männer. Bezeichnungen wie „Lehrer“ werden im Deutschen seit jeher für beide Geschlechter verwendet. "Bereits frühere Forschungen zum Indogermanischen zeigen, dass zwischen grammatischem und biologischem Geschlecht bei Personenbezeichnungen keine Übereinstimmung besteht, berichten die Sprachwissenschaftler Ewa Trutkowski und Helmut Weiß in ihrer Arbeit." [YT, 2022-06-05, 19:28, L: 1, R: 0]

Beide Beiträge greifen auf sprachwissenschaftliche Untersuchungen zurück, anhand derer die jeweils postulierte (In-)Kongruenz von Genus und Sexus empirisch zu fundieren versucht wird. Dass Autoritätsargumente im Allgemeinen nicht automatisch beweiskräftig sind, weil sie von einer Autorität stammen bzw. vertreten werden, zeigt genau diese Möglichkeit zur Referenz auf eine andere autoritative Gegenposition. Die Besonderheit des Studien-Topos besteht darin, dass er zumeist für eine als Faktenargument getarnte Begründung in Anspruch genommen wird, soll heißen: die Bezugnahme auf experimentelle bzw. empirische Daten dient nicht nur dazu, eine vermeintlich unangefochtene

Autorität ins Spiel zu bringen, sondern gesicherte und überprüfbare Fakten mit hoher Überzeugungskraft zu liefern.

Während hauptsächlich Unterstützer:innen von Vorschlägen zu gendergerechten Schreibweisen mit linguistischen Experimenten argumentieren, berufen sich Gegner:innen auf der anderen Seite zumeist auf die Autorität des Dudens oder des Rats für deutsche Rechtschreibung bzw. das von ihm verantwortete und herausgegebene Amtliche Regelwerk, um alternative Personenbezeichnungsmodelle als orthographisch und grammatikalisch falsch, rechtswidrig, uneinheitlich oder kompliziert zu beanstanden. Gleichwohl es sich um offizielle Richtlinien im Hinblick auf die deutsche Rechtschreibung handelt, wird diese in den seltensten Fällen als separate, vom Bereich der Grammatik abgetrennte Domäne angeführt. Dieses gemeinsame Auftreten als Paarformel wurde in Kapitel 5.1 korpuslinguistisch nachgewiesen. Die Ablehnung gendersensibler Sprache geht teilweise so weit, dass behördliche Vorschriften zu deren Verbot gefordert werden, weil Regelwerke und Regulierungsinstitutionen der deutschen Rechtschreibung sie angeblich nicht erlauben:

Die Gleichberechtigung der Frau scheitert bestimmt nicht am grammatikalisch korrekten Deutsch. Oft wird mir erklärt man könnte es handhaben wie man will. Richtig! Aber das ZDF hat einen Bildungsauftrag und sollte gesetzlich dazu verpflichtet werden korrektes Deutsch anzuwenden und gendern abzuwarten bis es im Duden manifestiert ist. [YT, 2022-02-17, 22:31, L: 1, R: 0]

Paradoxerweise werden derartige restriktive Begrenzungen von Sprache oftmals im Namen der Sprachfreiheit und zum Schutz vor „Genderzwang“ befürwortet – dabei existieren zurzeit weder auf Bundes- noch auf Landesebene Gesetze oder Verordnungen, die einen gendersensiblen Sprachgebrauch zur Pflicht machen. Umgekehrt wurden aber bereits in Sachsen und Sachsen-Anhalt Verbote für das „Gendern“ mit Sonderzeichen in Schulen erlassen.¹⁴ In dem Textbeispiel oben wird diese Diskrepanz deutlich: Jede:r solle zwar nach eigener Präferenz sprechen und schreiben dürfen, gleichzeitig sei diese Freiheit aber nur jenen vorbehalten, die nicht unmittelbar der Autorität des Dudens unterstehen. Während hier also Vorschriften zum Sprachgebrauch als gerechtfertigt erscheinen, weil sie durch eine anerkannte Autorität kodifiziert sind, wird andererseits vor allem Hochschulen unterstellt, *ungerechtfertigte* autoritäre Spracheingriffe vorzunehmen:

Der Rat für deutsche Rechtschreibung, gibt klar vor, welche Rechtschreibnormen gelten. Dieser stellt sich aber gegen das Gendern. Wenn also eine Schule/Uni/etc. Minuspunkte dafür vergeben das nicht gendert wird, ist das strafbar und man könnte rechtlich gegen solches vorgehen vorgehen [sic]. [YT, 2022-05-14, 22:36, L: 1, R: 0]

Zunächst ist an dieser Stelle anzumerken, dass gegenwärtig an keiner deutschen Universität die Verwendung geschlechtergerechter Formulierungen obligatorisch ist; die entsprechenden Leitfäden haben lediglich Empfehlungscharakter. Ferner spricht sich der Rat für deutsche Rechtschreibung sehr wohl für das „Gendern“ aus und sieht zum aktuellen Zeitpunkt lediglich davon ab, neografische Lösungen wie den Asterisk, den Doppelpunkt

¹⁴ Siehe <https://www.rnd.de/politik/gendern-in-schule-und-verwaltung-wo-gilt-das-verbot-bundeslaender-uebersicht-UXSOG4QPP5FFJLHZORHZWR4FA4.html>.

oder den Unterstrich im Wortinnern in das Amtliche Regelwerk aufzunehmen.¹⁵ Der oder die Verfasser:in des Kommentars greift dennoch auf ein gängiges Narrativ zurück, das Angst vor einer „Sprachdiktatur“ schüren soll. Was aus den beiden Textbeispielen zweifelsfrei hervorgeht, ist die Ambiguität, mit der auf Autoritäten rekurriert wird. Ob eine Beeinflussung der Sprache „von oben“ als vertretbar gilt, hängt im Wesentlichen von dem (politischen) Motiv, der Entscheidungsbefugnis und der autoritativen Anerkennung von Personen, Instanzen, Vorschriften etc. ab. In enger Verknüpfung dazu soll im Folgenden anhand des Sprachnormen-Topos gezeigt werden, wie durch Institutionen und Vorgaben fixierte sprachliche Regeln zum absoluten Maßstab für die Beurteilung der Zulässigkeit gendersensibler Alternativen erhoben werden.

5.2.3 „nicht Teil der Rechtschreibreform“: Sprachnormen-Topos

Weil die grammatische und orthographische Ordnung (im Sinne des Sprachsystems) mit der Umsetzung gendersensibler Sprache (nicht) vereinbar ist, sollte gendersensible Sprache (nicht) zugelassen werden.

Im Mittelpunkt dieser topischen Figur steht die Dreiecksbeziehung von Sprachsystem, Sprachnorm und Sprachgebrauch. Sprachnormen bezeichnen im weiteren Sinne die Gesamtheit überindividueller Regeln, Muster oder Handlungsschemata, die den Sprachgebrauch für alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft verbindlich regulieren. Sie dienen als Leitlinien für die korrekte und adäquate Verwendung von Sprache und für die Bewertung deren Angemessenheit und Normkonformität (vgl. Strauss 2018, S. 51 f.). Der Sprachnormen-Topos umfasst daher Begründungen, die sprachliche Handlungen oder Handlungsprodukte unter Bezugnahme auf das Regelsystem des Deutschen (de)legitimieren und als (nicht) ordnungsgemäß ausweisen, um daraufhin die Ausführung bzw. Unterlassung gendersensibler Sprachpraktiken zu rechtfertigen. Alle Sprecher:innen verfügen über bestimmte Sprachrichtigkeitsvorstellungen und -erwartungen, die das Ergebnis sprachlicher Sozialisation sind und alltagsweltlichen Urteilen über Sprache zugrunde liegen (vgl. Rössler 2019, S. 400). Aus der vorangegangenen Auseinandersetzung mit dem Autoritäts-Topos wurde ersichtlich, dass orthographische Vorgaben in der laienlinguistischen Öffentlichkeit meist als ausschlaggebende Bezugsgröße normgerechten Schreibens und Sprechens dienen, der zufolge gendersensible Sprache als Normverstoß zu ahnden sei. Diese Vorstellung von sprachlichen Zielnormen als Sollensforderungen bringen die beiden nachstehenden Kommentare zum Ausdruck:

Immerhin haben wir eine Rechtschreibreform die doch eigentlich verpflichtend sein sollte und gendern gehört nicht dazu. Im privaten oder Berufsleben oder Internetseiten meinetwegen. Aber solange es nicht Teil der Rechtschreibreform ist, hat das in den Schulen nichts verloren. [YT, 2022-01-05, 21:34, L: 1, R: 0]

Wir sind Lehrer und als Lehrer sind wir der deutschen Sprache und Grammatik verpflichtet, nicht einer Minderheit von Ideologen! [YT, 2022-01-11, 21:32, L: 0, R: 0]

Was besonders deutlich hervorsteicht, ist die ideologisierte Wahrnehmung von geschlechtergerechten Sprachpraktiken in der Öffentlichkeit: Zum einen zeichnet sich an den

¹⁵ Siehe <https://www.rechtschreibrat.com/geschlechtergerechte-schreibung-empfehlungen-vom-26-03-2021/>.

obenstehenden Aussagen der auf gegnerischer Seite beinahe omnipräsente Vorwurf ab, „Gendern“ sei Teil einer linkspolitischen Agenda, die das Bildungssystem zunehmend unterwandere; andererseits lässt die daraus resultierende Abwehrhaltung gegenüber Sprachveränderungen ein sprachideologisches Lai:innen-Theorem durchblicken, das als „Primat des Systems über den Gebrauch“ (Kasper 2022, S. 26) bezeichnet werden kann. Gemeint ist damit ein Verständnis von Sprache als eine Art idealisiertes, präskriptives und in sich homogenes Konstrukt, das zugleich in restriktiver Weise das sprachpuristische Bedürfnis nach der Bewahrung einer „richtigen“ Sprache bedient, die sich an normsetzenden Instanzen, sprich Grammatik und Rechtschreibung orientiert (vgl. Kasper 2022, S. 26).

Daraus ergeben sich in der Konsequenz zwei Betrachtungsebenen von Sprache, von denen die zweite dem Sprachnormen-Topos und den vorgenannten Beispielen zugrunde liegt: der tatsächliche Sprachgebrauch versus die einwandfreie Anwendung der als unveränderlich und systematisch vorausgesetzten sprachlichen Regeln. Da genderinklusive Formulierungsalternativen „nicht Teil der Rechtschreibreform“ und von zwingend gültigen Prinzipien „der deutschen Sprache und Grammatik“ abweichen, sind sie von der Sprachgemeinschaft mit Sanktionen zu belegen – so die unterschwellige Argumentation. Den Sprachnormen-Topos kennzeichnet also eine implizite Universalbehauptung, die ein bestimmtes Regelsystem der Sprache bindend für den Sprachgebrauch macht (vgl. Kasper 2022, S. 27). Die Kommentierenden verkennen dabei jedoch, dass sich Normen mitnichten ohne Weiteres aus Fakten ableiten lassen und vielmehr an sprachlichen Gebrauchskonventionen ausgerichtet sind (vgl. Niehr/Antos/Spitzmüller 2019, S. 7). In Kapitel 3.2 wurde auf dieses „Normativitätsdilemma“ zwischen deskriptiv orientierter Sprachwissenschaft und einem auf Invarianz und Homogenität basierenden Systembezug öffentlicher Sprachurteile hingewiesen. Oftmals wird im Kontext dieses Diskurses daher auch die Variantenvielfalt gendersensibler Sprachformen als inkonsequent moniert, da der Wunsch nach *Korrektheit* für gewöhnlich mit dem nach einer notwendigen *Einheitlichung* der eigenen Bezugssprache – zumeist gemessen an der geschriebenen Standardvarietät – einhergeht:

Ich glaube, die Problematik aktuell ist: es gibt sehr viele verschiedene Interessensgruppen und dadurch die Problematik, eine einheitliche Regelung zu finden, da die verschiedenen Interessensgruppen auch verschiedene Dinge wollen. [...] ich erinnere nur an die neunziger und die neue Rechtschreibung und die neue neue Rechtschreibung [sic] und ist uns doch jetzt alles egal mit der Rechtschreibung Zeit [...]. Wir müssen nicht alle einen auf Zwiebeln machen und uns erschaffen haben, dass der Dativ dem Genitiv sein Tod ist, nur in Sachen gendern. [YT, 2022-01-05, 23:33, L: 6, R: 0]

Der oder die User:in zieht das Einheitlichkeitspostulat als Konstituens eines alltagsweltlichen Sprachbewusstseins zwar nicht grundlegend in Zweifel – obschon diese aus linguistischer Sicht durchaus geboten sind –, sieht darin aber kein Hindernis für die Umsetzung gendergerechter Alternativen und plädiert für einen möglichst gelassenen Umgang mit dem Thema „Gendern“. Gegenüber den eingangs erwähnten Textbeispielen verdeutlicht dieser Beitrag, dass und wie der Sprachnormen-Topos gleichermaßen für die Akzeptanz und Ablehnung gendersensibler Sprache nutzbar gemacht werden kann, indem letztlich nicht die als verbindlich anerkannten Sprachregeln darüber entscheiden, sondern die

Vereinbarkeit mit diesen Regeln. Die hier dargelegten Normierungsbestrebungen lassen sich außerdem wohl kaum von Überlegungen zur Selbstregulationsfähigkeit von Sprache und Sprachwandelprozessen trennen. Der nächste Abschnitt gibt Aufschluss über diesbezügliche Ideologeme und Argumentationsmuster.

5.2.4 „von ‚oben‘ der gesellschaft aufoktroziert“: Sprachwandel-Topos

Weil gendersensible Sprache einem natürlichen Sprachwandel (nicht) zuwiderläuft, sollte gendersensible Sprache (nicht) umgesetzt werden.

„Gutes“ Deutsch kann – wie eben gezeigt – ein normativ reguliertes, id est „richtiges“ und in sich geschlossenes Deutsch sein oder aber auch „reines“ Deutsch, das frei von exogenen Einflüssen ist (vgl. Rössler 2019, S. 401). Genau dieses naturalistische Sprachverständnis liegt dem Sprachwandel-Topos argumentativ zugrunde. Im Vordergrund des diskursiven Aushandlungsprozesses steht die Frage, ob und inwieweit eine geschlechtergerechte Sprachpraxis im Einklang oder im Konflikt mit der postulierten Naturgegebenheit von Sprache und Sprachveränderung steht. Darunter lassen sich drei konstitutive Ideologeme subsumieren: 1) die Vorstellung von Sprache als „Natuobjekt“, daran anknüpfend 2) das drohende Szenario eines fortschreitenden Sprachverfalls durch radikale Spracheingriffe sowie 3) die Annahme einer Reinheit bzw. Unberührtheit von Sprache.

Derartige Erwägungen haben ihren Ursprung in sprachwissenschaftlich fundierten Theorien, nach denen Sprachwandel ein permanenter und unvermeidbarer Prozess ist, der jeder natürlichen Sprache innewohnt. Dieser Wandel erfolgt in der Regel nicht zielgerichtet, sondern wird durch das kumulative Zusammenwirken individueller, intentionaler Sprechhandlungen vorangetrieben, weshalb oftmals auch von einem „Phänomen der dritten Art“ die Rede ist (vgl. Diewald/Steinhauer 2020, S. 45). Insofern ist Sprache also ein selbstausgleichendes System, das keiner regulativen Steuerung bedürfe und sich an neue kommunikative Bedürfnisse infolge fluktuierender gesellschaftlicher Rahmenbedingungen von selbst anpasse. Vor diesem Hintergrund wird gerne die Behauptung aufgestellt, gendergerechter Sprachgebrauch werde quasi „von oben“, also bewusst implementiert und torpediere damit eine natürliche Sprachentwicklung:

gendersprache ist schon deshalb abzulehnen, weil sie sich nicht natürlich entwickelt, sondern von "oben" der gesellschaft aufoktroziert wird. typisch für totalitäre systeme. in der DDR z.b. wurde die sprache zu einem ähnlichen kauderwelsch umgeformt, um sich von der des "klassenfeindes" abzugrenzen. [YT, 2022-02-10, 21:12, L: 1, R: 0]

Im Anschluss an die korpusanalytischen Erkenntnisse zum Framing der „Gendersprache“ als künstlich erzeugter Fremdkörper macht dieser Beitrag deutlich, wie sich die betonte Alterisierung sprachideologisch in die Dichotomie zwischen „unten“ und „oben“ bzw. „natürlich“ und „forcirt“ einreicht. Der Gedanke der Veränderlichkeit von Sprache scheint der Intuition vieler Sprecher:innen zu missfallen, die sich vom Bild einer invariablen und allgemeinverbindlichen Standardvarietät leiten lassen (vgl. Elspaß 2018, S. 88). Sprachlicher Wandel setzt allerdings sprachliche Variation voraus, die beim Gebrauch neuer oder ungewohnter Ausspracheformen, Wortbildungen oder Schreibweisen ansetzt (vgl. Elspaß 2018, S. 95 f.). Bemühungen um sprachliche Gleichberechtigung werden bisweilen als institutionelle Lenkung mit elitär-belehrendem Gestus angeprangert. Der oben abgebildete Kommentar exemplifiziert, wie hierbei eine Gefahr

heraufbeschworen wird, die durch hanebüchene Vergleiche („typisch für totalitäre Systeme“), in anderen Beiträgen aber auch durch rechtspopulistische Kampfbegriffe wie „Gleichmacherei“ oder „orwellsches Neusprech“ eine besondere radikalistisch gefärbte Wirkmacht erzielt. Etwas gemäßiger, aber dennoch an den vermeintlichen „Genderzwang“ anspielend argumentiert der oder die User:in in folgendem Beispiel:

Dieses für alle Sprachen geltende Prinzip nennt man "Sprachökonomie". Es hat sich noch nie in der Sprachgeschichte ein Sprachverhalten durchgesetzt, das dem widersprach und Sprache komplizierter gemacht hat. Das ist auch nicht durch Willensakt und nur zeitweise durch autoritäre Verordnungen aus der Welt zu schaffen. [YT, 2022-01-17, 11:08, L: 1, R: 0]

Die Beweisführung stützt sich hier auf ein bekanntes Konzept der linguistischen Forschung, nämlich das der Sprachökonomie, die als eine der Triebkräfte für Sprachwandel betrachtet wird. Indem gendersensible Sprache nicht zu einer effizienten Kommunikation beitrage, sondern vielmehr den Artikulationsaufwand erhöhe, konterkarriere sie sowohl sprachökonomische Entwicklungen als auch einen natürlichen Sprachwandel. So wird erneut der Eindruck erweckt, die Realisierung einer gendergerechten Sprachpraxis komme alleinig „durch Willensakt“ und „autoritäre Verordnungen“ zustande. Oft wird in diesem Kontext darauf verwiesen, dass die Mehrheit am „Gendern“ Anstoß nehme, weshalb gegenwärtige Versuche, sich über das Verlangen der Bevölkerung hinwegzusetzen – was fern von subjektiven Ängsten faktisch keine Bedrohung darstellt –, mehr einem gezielten Umbau des Sprachsystems ähnelten. Nach dieser Auffassung müsste die rigide Verteidigung eines veralteten Sprachzustands mindestens genauso gut als „unnatürliche“ Verzerrung sprachlicher Transformationsprozesse interpretiert werden.

Demgegenüber gibt es nur sehr wenige Nutzer:innen, die das „Gendern“ als einen normalen und unvermeidbaren Bestandteil sprachlicher Evolution einstufen und die scharfe Frontstellung einiger Mitglieder der Sprachgemeinschaft gegen ungewohnte Veränderungen sprachlicher Gebrauchskonventionen bedauern:

Aber was mich so unglaublich traurig macht als Germanistin ist: dass anscheinend viele Menschen das Vertrauen in die Sprache verloren haben. Denn gesprochene Sprache findet selbst im Alltag heraus, was für sie funktioniert und was nicht funktioniert. [YT, 2022-01-05, 23:33, L: 6, R: 0]

Die Charakterisierung von Sprache als dynamisches und adaptives Gebilde erinnert an die Metapher des Trampelpfades, nach der Sprachwandel ein kontinuierlicher, sich selbst verstärkender Prozess ist, der durch eine Vielzahl an bewussten und unbewussten Sprechhandlungen vorangetrieben wird (vgl. Müller-Spitzer 2022, S. 29). Dem vorstehenden Beispiel zufolge ergebe sich die Praxistauglichkeit gendersensibler Sprachformen somit daraus, dass diese in Alltagskontexten auf natürliche Weise erprobt und an die Bedürfnisse der Sprecher:innen angepasst werden.

Solche eher wohlmeinenden Varianten des Sprachwandel-Topos sind in dem hier zu untersuchenden Diskurs vergleichsweise selten anzutreffen; stattdessen überwiegt der Hang zur Gleichsetzung einer scheinbar offiziellen Sprachreform mit Zwang, Manipulation oder dem Angriff auf die persönliche Freiheit als logische Konsequenz der objektivistischen Trennung zwischen einem als „naturgesetzlich“ betrachteten Sprachsystem und gesellschaftlichen Gleichberechtigungsbestrebungen (vgl. Becker 2022, S. 329 f.). Einige

Akteur:innen instrumentalisieren das Ideologem eines gewaltsam herbeigeführten Einsatzes gendersensibler Alternativen, um Sprachverfallsängste zu schüren, die verschiedenartig zum Ausdruck kommen:

Die sogenannte geschlechtergerechte Sprache ist de facto selbst sexistisch, da sie mehr als der Status Quo bemüht ist, das biologische Geschlecht gesondert hervorzuheben - und tut dies in vielen Formen in einer Weise, die die maskuline Form *verstümmelt* [Herv. J. B.] und mit einem de facto generischen Femininum ersetzt [YT, 2022-01-13, 22:08, L: 0, R: 0]

Das Argument, erst die sprachliche Sichtbarmachung von nichtmännlichen Personen zementiere sexistische Strukturen und mache damit die intendierte Geschlechtsindifferenz hinfällig, funktioniert natürlich nur unter der Annahme, dass maskuline Personenbezeichnungen eine generische Lesart zulassen. Die „Verstümmelung“ von Sprache, speziell des Maskulinums, zeugt von einer anthropomorphistischen Metaphorik, die suggerieren soll, dass Männer aus der deutschen Sprache brutal eliminiert würden. In zwei weiteren Passagen wird dieser Sprachverfalls-Topos durch analoge Ausdrucksweisen bebildert:

Wir sollten kein Kulturgut wegen des Unverständnisses von Genus / Sexus *verhunzen* [Herv. J. B.]. [YT, 2022-01-07, 07:28, L: 2, R: 0]

Es ist ein viel zu großer Aufwand, sowohl sprachlich als auch grammatikalisch, als das damit einer Minderheit gedient wäre, die heute mehrheitlich voll anerkannt ist. Außerdem *zerstört* [Herv. J. B.] es weiterhin die deutsche Sprache, die schon, meiner Meinung nach, zu viele Rechtschreib- und Grammatikänderungen hinnehmen musste, wie auch so viele zugefügte Anglizismen in den letzten zwanzig Jahren. [YT, 2022-02-01, 09:50, L: 7, R: 0]

An den Aussagen der Kommentierenden lassen sich zweierlei Gefahren ablesen: Zum einen vergehe sich gendersensibles Sprechen an „unserem höchsten Kulturgut“ (Eisenberg 2022, S. 35), zum anderen falle die Sprache als ästhetisches (Natur-)Objekt (vgl. Kasper 2022, S. 30) einer „Verunreinigung“ durch externe Einflussfaktoren („zu viele Rechtschreib- und Grammatikänderungen [...], wie auch so viele zugefügte Anglizismen“) zum Opfer. Als (pseudo-)linguistischer Beweisgrund wird dabei eine angebliche Verwechslung zwischen natürlichem (Sexus) und grammatischem Geschlecht (Genus) unterstellt bzw. eine separierte Betrachtung von Sprache und Gesellschaft vorgenommen, nach der Bemühungen um eine „tatsächliche“ Gleichstellung der Geschlechter und der Kampf gegen sexistische Sprachstrukturen in keiner Weise kommensurabel, geschweige denn identisch sind. Demzufolge lautet die implizierte Forderung dieser Argumentationslinie, die Natur (= „die“ Sprache) vor mechanischen Zerstörungen und natur-schädlichen Vorgängen (= sprachliches Gendern) zu beschützen (vgl. Kasper 2022, S. 30).

Eine spezifischere Erscheinungsform dieser Naturmetaphorik schließt an das den öffentlichen Gender-Diskurs umsäumende Ideal des Sprachpurismus an und kommt im sogenannten Reinheits-Topos zum Ausdruck, dem sich hauptsächlich die Gegenseite bedient – oftmals unter Einsatz einer drastischen Wortwahl:

In dem Zusammenhang ist es im uebrigen schon lustig, das die deutschen Vertreter dieser *Sprachvergewaltigung* [Herv. J. B.] eine Anglisierung benoetigen. Das Word "Gendern" stammt aus dem Englischen, das dieses Sprachproblem nicht hat. [YT, 2022-10-14, 19:59, L: 0, R: 0]

Das Textbeispiel dokumentiert sehr eindrücklich, wie Sprache zu einem Lebewesen mit Bewusstsein hypostasiert wird, das durch erzwungene „Eingriffe“ – also besagten „unnatürlichen“ Sprachwandel – „misshandelt“, „belästigt“ oder gar „vergewaltigt“ („dieser Sprachvergewaltigung“) werde. Als solches erscheint „die“ Sprache weiblich genderisiert, passiv, unschuldig und der „Schändung“ durch Sprachaktivist:innen wehrlos ausgeliefert mit der Implikation, sie mannhaft verteidigen zu müssen (vgl. Nübling 2020, S. 15).

Die Vorstellung von der Unantastbarkeit, Reinheit und Naturgegebenheit der deutschen Sprache bildet somit das Fundament des Sprachwandel-Topos. Aus den zurückliegenden Ausführungen geht jedoch hervor, dass ein überwiegender Teil der Diskursteilnehmenden gendersensible Sprache außerhalb dieser Trias verortet, da diese als Resultat einer forcierten Durchsetzung (links-)ideologischer Sprachpolitik dem Primat der Sprachgemeinschaft, also der automatischen Anpassung an kommunikative Bedürfnisse „von unten“ zuwiderlaufe und angeblich gegen linguistisch fundierte Sprachwandelkonzepte sowie sprachökonomische Prinzipien verstoße. Daneben werden häufig auch sprachwissenschaftliche Hypothesen über die wechselseitige Einflussnahme von Sprache, sozialer Wirklichkeit und Bewusstsein aufgestellt. Der nachfolgende Kapitelabschnitt konzentriert sich auf die Funktionsweise genau solcher Begründungsmuster.

5.2.5 „Sprache schafft Wirklichkeit“: Sprache-Wirklichkeit-Topos

Weil Sprache Auswirkungen/keine Auswirkungen auf die Wirklichkeitswahrnehmung hat, sollte gendersensible Sprache unter dem Aspekt der Geschlechtergleichstellung aktiv implementiert/vermieden werden.

Gemäß dem linguistischen Relativitätsprinzip lässt sich das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit in moderater Ausprägung als flexibles, reziprokes Bedingungsgefüge beschreiben. Sprachwandelprozesse sind demnach das Ergebnis veränderter sozialer Verhältnisse, die sich in der Sprache niederschlagen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 19). Diese sprachwissenschaftlichen Annahmen markieren den Ausgangspunkt für Argumentationen, in denen zwischen der sprachlichen Sichtbarmachung von Frauen sowie nicht-binären Personen und deren Repräsentation, Partizipation und Gleichberechtigung in der Gesellschaft eine korrelative Verbindung behauptet oder bestritten wird, um in der Konsequenz die Befürwortung bzw. Ablehnung von gendergerechtem Sprachgebrauch zu legitimieren.

Der Sprache-Wirklichkeit-Topos ist mit dem vom „natürlichen Sprachwandel“ verwandt und tritt zumeist im gleichen Kontext auf. Nichtsdestotrotz werden beide in dieser Arbeit separat betrachtet, da sie jeweils für sich eine signifikante Stellung im Diskurs einnehmen. Im Rahmen der unter 5.1 durchgeführten Korpusuntersuchung wurde bereits herausgearbeitet, dass der Slogan „Sprache schafft Wirklichkeit“ in den Kommentaren wiederholt auftaucht. Anhand zweier Beispiele soll illustriert werden, wie die geradezu inflationäre Verwendung dieser Parole mit argumentativer Substanz untermauert wird:

Die Forschung zeigt eindeutig, dass Schülerinnen nicht an eine Frau denken, wenn ein Text über einen Arzt oder Astronaut vorgelesen wird, dadurch nicht auf dem Schirm haben, dass Frauen solche Berufe ergreifen können und sie dadurch wiederum gar nicht für sich in Betracht

ziehen. Wenn wir daran nichts ändern, ändert sich eben auch nichts. Sprache schafft Wirklichkeit. [YT, 2022-05-16, 10:38, L: 2, R: 8]

Die Idee, dass Sprache das Denken und die soziale Wirklichkeit formt, ist eine populäre Variante der Sapir-Whorf-Hypothese, die von einem Einfluss grammatikalischer und lexikalischer Strukturen auf das Bewusstsein und die Wirklichkeitserfahrungen einer Sprachgemeinschaft ausgeht (vgl. Römer 2022, S. 89 f.). Empirische Hinweise bestätigen das sprachliche Relativitätsprinzip in Bezug auf gendersensible Sprache insofern, als das „generische Maskulinum“ in zahlreichen psycholinguistischen Experimenten als sprachstrukturelle „Ursache“ für die Referenzasymmetrie zugunsten einer männlichen Lesart diagnostiziert wurde (vgl. Rothmund/Scheele 2004, S. 41). Der oder die Verfasser:in des vorgenannten Beitrages bezieht sich exemplarisch auf „die“ Forschung und leitet aus den Erkenntnissen zur wirklichkeitskonstituierenden Dimension von Sprache die Erwartung ab, dass geschlechtergerechte Personenbezeichnungsmodelle gesellschaftliche Gleichstellung begünstigen, wenn nicht sogar wesentlich vorantreiben. Unter völlig konträren Vorzeichen, aber auf dasselbe sprachwissenschaftlich begründete Muster bezugnehmend wird sich in folgendem Ausschnitt geäußert:

Sprache schafft keine Wirklichkeit. Ganz einfaches Beispiel: Das Wort Glühbirne existierte nicht vor der Sache Glühbirne. Erst das Aussehen der Sache erschuf das Wort. Die Sprache beschreibt also erschafft aber nicht. Das sieht man ja auch an der geschlechtlichen Verteilung in vielen Berufen insb. an den Universitäten. [YT, 2022-10-19, 10:48, L: 2, R: 0]

Die Negation jeglichen Einflusspotentials von Sprache auf die außersprachliche Realität liefert die legitimatorische Basis, um die performative Herstellung von Gerechtigkeit durch Praktiken des „Genderns“ bzw. umgekehrt die Konsolidierung bestehender Hierarchien durch männerzentrierte Sprachgewohnheiten in Abrede zu stellen. Erwähnenswert scheint in diesem Zusammenhang der im Kommentar angeführte Hinweis auf den steigenden Feminisierungsgrad insbesondere in Bildungseinrichtungen, der eine potenzielle Benachteiligung durch das „generische Maskulinum“ widerlege. Dem lässt sich entgegenhalten, dass gerade die tendenziell höhere Erwerbstätigkeit von Frauen im Bildungssektor für einen gesellschaftlichen Wandel spricht, der sprachlich auch entsprechend abgebildet werden sollte.

Für den Sprache-Wirklichkeit-Topos ist zu bilanzieren, dass sowohl in Pro- als auch Contra-Argumentationen die Notwendigkeit einer gendergerechten Benennungspraxis von der Beziehungslosigkeit bzw. Verbundenheit von Sprache und sozialer Realität abhängig gemacht wird. Im Hinblick auf verschiedene Möglichkeiten zur genderbezogenen Personenreferenz kann zumindest ein moderates Wechselverhältnis angenommen werden, bei dem die Wahrnehmung der Wirklichkeit durch in Sprache sedimentierte Geschlechterrollen zwar präformiert, nicht aber determiniert ist (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 19). Zugleich zeugen historische und gegenwärtige Sprachwandelprozesse von einer umgekehrten Perspektive, nämlich den veränderten Geschlechterverhältnissen und Gleichstellungsbestrebungen auch sprachlich gerecht werden zu wollen. Damit geht oftmals auch eine (sprach-)historische Betrachtungsebene einher, die im nachfolgenden Kapitel genauer beleuchtet wird.

5.2.6 „Lehrer war nie ein Wort bloß für Männer“: (Sprach-)Geschichts-Topos

Weil das „generische Maskulinum“ nichtmännliche Personen (sprach-)historisch gesehen ausgeschlossen/einbezogen hat, sollte gendersensible Sprache befürwortet/abgelehnt werden.

Die hier vorgestellte topische Figur greift in erster Linie die Kontroverse zum Generizitätspotential maskuliner Wortformen auf, das auf zwei grundlegenden strukturalistisch-systemgrammatischen Annahmen fußt: 1) Zwischen Genus und Sexus besteht keine Kohärenz sowie 2) Bezeichnungen im Maskulinum können sowohl spezifisch auf Männer als auch verallgemeinernd auf alle Geschlechtsidentitäten referenzieren (vgl. Becker 2022, S. 334). Beide Thesen wurden im Laufe dieser Arbeit bereits mehrfach zurückgewiesen (vgl. bes. Kap. 2) und tauchen bei der argumentativen Bezugnahme auf linguistische Begründungsmuster toposübergreifend an zahlreicher Stelle auf, wie die vorangegangenen Ausführungen bestätigen. Den (Sprach-)Geschichts-Topos kennzeichnet somit die Argumentation für oder gegen eine sexusindifferente Lesart des „generischen Maskulinums“ aus sprachhistorischer Sicht, häufig im Kontext sozialgeschichtlicher Umwälzungen mit Blick auf sich wandelnde Geschlechterrollen und gesellschaftliche Etappen zur Förderung von und Forderung nach Gleichberechtigung und Gleichstellung. Der folgende Kommentar liefert hierfür ein treffendes Beispiel:

Das generische Maskulinum hat sich in einer Zeit entwickelt, in welcher Frauen keine Rolle in der Gesellschaft gespielt haben. Diese durften nicht wählen (z. B. Deutschland bis 1918, Schweiz letzter Kanton 1990), nicht (ohne Erlaubnis) arbeiten, erhielten keinen Zugang zu Bildung, politischen Ämtern etc. [...] Geformt hat sich das „nicht sichtbar sein“ in der Sprache also aus einem tatsächlichen „nicht sichtbar sein“ in der Gesellschaft. [YT, 2022-02-01, 08:34, L: 4, R: 9]

Thematisiert wird die Einbettung von Sprache in den gesellschaftlichen Kontext einer Zeit, konkret: die soziohistorischen Gegebenheiten rund um die Herausbildung des „generischen Maskulinums“. Weil Frauen damals über weniger Mitsprache- und Selbstbestimmungsrechte verfügten, noch stärker als heute in eine inferiore Rolle gedrängt und androkratische Strukturen kaum infrage gestellt wurden, lasse sich das „generische Maskulinum“ nicht ohne Weiteres von seinem patriarchalischen Entstehungshintergrund trennen, der Frauen im Prinzip keine Funktion im öffentlichen Leben zuwies und damit auch auf sprachlicher Ebene als sekundär betrachtete. Dahinter verbirgt sich die implizierte Notwendigkeit, nichtmännliche Personen nicht nur „mitzumeinen“, sondern durch gendersensible Sprachpraktiken explizit anzusprechen. Ein:e andere:r User:in behauptet hingegen:

Lehrer war nie ein Wort bloß für Männer. Bezeichnungen wie „Lehrer“ werden im Deutschen seit jeher für beide Geschlechter verwendet. "Bereits frühere Forschungen zum Indogermanischen zeigen, dass zwischen grammatischem und biologischem Geschlecht bei Personenbezeichnungen keine Übereinstimmung besteht, [...]." [YT, 2022-06-05, 19:28, L: 1, R: 0]

Hier wird erneut ein Beitrag aufgegriffen, der unter 5.2.2 bereits zur Veranschaulichung autoritativer Begründungsmuster diente, zugleich aber für die Funktionsweise des (Sprach-)Geschichts-Topos aufschlussreich ist. Während die vorangegangene Textstelle das „generische Maskulinum“ in Anbetracht ungleicher Geschlechterverhältnisse als exklusorisch anprangert, wird nun auf der Grundlage sprachgeschichtlicher Erkenntnisse,

die angeblich eine Tradition generisch gebrauchter Maskulinformen belegen, für eine Beibehaltung dieser Benennungspraxis plädiert. Das zeitigt im Umkehrschluss folgendes Kausalschema: Weil das „generische Maskulinum“ schon immer geschlechtsunspezifisch verwendet wurde, ist gendersensible Sprache hinfällig und deshalb abzulehnen. Zur sprachwissenschaftlichen Fundierung wird auf systemlinguistische Theoreme zurückgegriffen, die eine wechselseitige Verweiskraft zwischen Genus und Sexus dementieren und so maskulinen Bezeichnungen eine autohyponyme Funktion zuschreiben.

Es gibt allerdings genügend sprachhistorische Belege dafür, dass die deutsche Grammatik von Geschlechtersegregation und Geschlechterrollen durchdrungen ist, die allesamt eine den Männern vorbehaltene Machtposition anzeigen. So erklärt sich beispielsweise die Kasusnivellierung bei femininen Substantiven aus einer historischen Ungleichbehandlung von Frauen, die an der Übernahme von Handlungsträgerschaft gehindert wurden, was sich unter anderem darin ausdrückt, dass der (unmarkierte) Nominativ als grammatischer Regelfall üblicherweise den Mann als Agens vorsieht. Weiterhin haben Feminina die Genitivmarkierung aufgegeben, während Maskulina den Genitiv sogar sehr salient hervorheben und das nicht ohne Grund: Denn für gewöhnlich kennzeichnet der Genitiv die Possessor-Rolle in einer Besitz- oder Zugehörigkeitsrelation. Männer sind damit häufiger diejenigen, die Possessivität ausüben, wohingegen Frauen der ausgeübten Possessivität mehrheitlich unterliegen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 67 ff.).

Der maskuline Vertretungsanspruch für Personen jedweder Geschlechtsidentität, den die beiden obenstehenden Kommentare in oppositärer Haltung zur Sprache bringen, ist der Reflex jahrhundertelanger hegemonialer Männlichkeit, sodass ein neutraler „Urzustand“ des „generischen Maskulinums“ im Grunde ausgeschlossen ist (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 115 f.). Historische Grammatiken, die nach der Relation von Genus und Sexus fragen, negieren zudem einen Geltungsbereich maskuliner Bezeichnungen für nicht-männliche Personen (vgl. Diewald/Nübling 2022, S. 13). Abgesehen davon sind sprachliche Konventionen nicht automatisch immun gegen Sprachwandelprozesse, vor allem wenn sie aufgrund veränderter gesellschaftlicher Bedingungen und Strukturen nicht mehr als zeitgemäß gelten.

Es ist also abschließend zu konstatieren, dass sich die jeweilige Ausprägung des (Sprach-)Geschichts-Topos nach den zugrunde liegenden Annahmen über die historische Verwendungsweise des „generischen Maskulinums“ bemisst. Der nachstehende Kapitelabschnitt knüpft unmittelbar an die hier präsentierten Erkenntnisse an, denn sprachgeschichtliche „Beweise“ werden nicht selten auch als Beispiele zur argumentativen Konsolidierung einer diskursiven Position eingesetzt.

5.2.7 „Auch im Englischen gibt es diese Diskussion“: Beispiel-/Analogie-Topos

Weil dieses Beispiel bzw. ein vergleichbarer Fall für bzw. gegen gendersensible Sprache spricht, sollte gendersensible Sprache (nicht) umgesetzt/analog dazu (nicht) umgesetzt werden.

Streng genommen müssten der Beispiel- und der Analogie-Topos wie bei Wengeler getrennt voneinander aufgeführt werden; in dem hier untersuchten Diskursausschnitt erfüllen sie allerdings einen sehr ähnlichen kontextspezifischen Zweck, nämlich sprachliche

Referenzphänomene als exemplarisch oder gleichartig zu perspektivieren, um die eigene Stellung im Meinungsspektrum legitimatorisch abzusichern. In der Regel fungieren beide Argumentationsschemata als kontribuierende Stützen von mit anderen Schlussregeln konstruierten Sachverhaltszusammenhängen, etwa des (Sprach-)Geschichts-Topos. Sie übernehmen also die Aufgabe des *backing* und verschaffen dem „Ursprungstopos“ Rückhalt für die Stringenz der Beweisführung (vgl. Wengeler 2003, S. 321 f.).

Die Korpusanalyse hat gezeigt, dass viele Diskursteilnehmenden zur argumentativen Untermauerung typische sprachliche Beispiele wie „Gruppe von Lehrern“, „Hexer“, „Witwer“ oder „Braut“ und „Bräutigam“ auflisten, die jeweils zur Plausibilisierung unterschiedlicher Argumente dienlich sind. Die Funktionsweise des Beispiel-Topos soll konkret anhand des Wortes „Gästin“ nachgezeichnet werden, da dieses am signifikant häufigsten im Korpus vorkommt:

Wie kommst du darauf, dass Gästin gegendert ist?? Diese movierte Form hat es schon immer gegeben (kam z.B. schon im Grimm-Wörterbuch von 1878 vor). Guck in den Duden oder meinetwegen auch Wiktionary: "Herkunft von 'Gästin': mittelhochdeutsch gestinne, gestīn, althochdeutsch kestīn[1] strukturell: Ableitung (Motion, Movierung) des Femininums aus der männlichen Form Gast mit dem Derivatem (Ableitungsmorphem) -in und Umlautung" [YT, 2022-01-10, 00:38, L: 0, R: 1]

Ähnlich wie der Beitrag des vorhergehenden Kapitels, in dem eine vermeintliche Tradition der geschlechtsneutralen Verwendung des Begriffs „Lehrer“ postuliert wird („Lehrer war nie ein Wort bloß für Männer“), zielt die hier dargelegte Beispielargumentation darauf ab, die implizierte Schlussregel des (Sprach-)Geschichts-Topos zu stützen. Denn die etymologische Bedeutung von „Gästin“ als feminines Pendant zu „Gast“ widerlegt eine als selbstverständlich geglaubte Gebrauchsgewohnheit maskuliner Bezeichnungen zur geschlechtsübergreifenden Ansprache. Es darf somit angenommen werden, dass schon vor dem Aufkommen gendersensibler Sprache geschlechtsspezifisch referenziert wurde. Illustrative Beispiele wie im obigen Kommentar sind in Alltagsdiskursen oft sehr verbreitet (vgl. Wengeler 2003, S. 321). Sie sollen den Anschein von Zeugnissen erwecken, um die Validität einer Aussage zu beweisen – in diesem Fall: die seit jeher explizit männliche Lesart des „generischen Maskulinums“.

Ebenso handelt es sich beim Analogie-Topos um kein eigenständiges Argumentationsverfahren, vielmehr basiert er auf Vergleichsschlüssen, die zwischen der strittigen These und einem gleichartigen, realen bzw. kontrafaktischen oder imaginären Sachverhalt gezogen werden. Beim Thema „Gendern“ liegt es nahe, Parallelen zwischen dem Deutschen und anderen Sprachen zu suchen. Die anschließenden Passagen exemplifizieren jeweils den Versuch, über die Herstellung einer solchen Relation die Glaubwürdigkeit der Beweisführung zu erhöhen:

Auch im Englischen gibt es diese Diskussion. Genauso lang wie im Deutschen und da gab es schon einige Änderungen. [...] Das ist kein rein deutsches "Problem" Ich würde nicht sagen, dass es sexistisch ist, dass man eine eigene Bezeichnung für eine Frau hat, im Gegenteil, weil manche Bilder eben über Jahrhunderte geprägt wurden. [YT, 2022-03-13, 07:52, L: 0, R: 0]

Deutsch ist wie Englisch oder Schwedisch eine indogermanischen [sic] Sprache. Während Deutsch mit der Zeit drei Genera ausgebildet hat, gibt es im Englischen nur einen Genus

(waren aber auch Mal drei) und im Schwedischen sind es zwei. In beiden Ländern kommen die Leute dennoch wunderbar klar, also warum sollte es ein großer Verlust sein, wenn wir im Deutschen auf die Sexusmovierung verzichten? Das ist kein Verlust an Präzision, sondern maximal sprachökonomisch. [YT, 2022-03-12, 22:13, L: 1, R: 0]

Aus beiden Kommentaren geht hervor, wie der Analogie-Topos von den Nutzer:innen angewendet wird, um einen anderen Topos, speziell den (Sprach-)Geschichts-Topos („weil manche Bilder eben über Jahrhunderte geprägt wurden“) und den Sprachwandel-Topos („Das ist kein Verlust an Präzision, sondern maximal sprachökonomisch“) zu bekräftigen bzw. diesen zu veranschaulichen mit der Intention, den als erwünscht empfundenen Umgang mit gendersensibler Sprache als eine plausible Konsequenz darzustellen (vgl. Gerner 2023). Während der obere Beitrag die transnationale Problematik sexistischer Sprachpraktiken („Das ist kein rein deutsches ‚Problem‘“) betont, plädiert das zweite Textbeispiel auf der Grundlage behaupteter Similaritäten zwischen dem Englischen, dem Schwedischen und dem Deutschen für einen sprachökonomisch begründeten Verzicht auf geschlechtsspezifisierende Movierungssuffixe.

Ein solcher „Lösungsvorschlag“ würde vorrangig die Transposition maskuliner Wortformen ins grammatische Femininum betreffen und hätte eine Perpetuierung des ohnehin vorherrschenden sprachlichen Androzentrismus zur Folge. Dessen ungeachtet vermag die Analogie eine Argumentation nur dann zu stützen, wenn diese inhaltlich triftig, sprich einleuchtend ist. Lässt sich die Vergleichbarkeit der Fälle indes (erfolgreich) anzweifeln, scheitert auch die Plausibilität der Aussage (vgl. Gerner 2023). So werden in den vorgenannten Abschnitten verschiedene Sprachen fälschlich miteinander gleichgesetzt, die nicht über dasselbe Genusssystem verfügen, was der oder die User:in sogar selbst erwähnt („Während Deutsch mit der Zeit drei Genera ausgebildet hat, gibt es im Englischen nur einen Genus [...] und im Schwedischen sind es zwei“). Auf diesen Trugschluss wurde unter 5.2.2 im Kontext der undifferenzierten Übernahme des Wortlautes eines englischen Sprachrätsels bereits hingewiesen.

Während also beide Begründungsmuster ihre Wirkung eher sekundär und in Abhängigkeit anderer Argumentationsschemata des Gender-Diskurses entfalten, ist vor allem der Analogie-Topos auf die tatsächliche Äquivalenz zweier Sachverhalte angewiesen, um als überzeugend und schlüssig zu gelten. Insgesamt bilden die hier vorgestellten empirischen Ergebnisse zugegebenermaßen nur einen Auszug der laienlinguistischen Debatte ab, konnten aber dennoch einen repräsentativen Einblick in die spezifische Charakteristik dieses Subdiskurses geben.

6. Fazit

Seit geraumer Zeit ist das Thema „Gendern“ Schauplatz sprachideologischer Aushandlungskämpfe, in denen die Akteur:innen durch affirmative oder distanzierende Bewertungsäußerungen bestimmte diskursive Positionen beanspruchen bzw. anderen solche zuweisen, um sich im Ringen um die Deutungshoheit zu profilieren (vgl. Spitzmüller 2019, S. 25). Die vorliegende Arbeit hat sich der Untersuchung eines spezifischen Subdiskurses innerhalb dieser pluralen Meinungslandschaft gewidmet: laienlinguistische Alltagsdiskussionen in den Sozialen Medien mit sprachwissenschaftlichem Inhalt bzw. Anspruch. Dabei wurde sich auf die Plattform YouTube, genauer gesagt auf den Kommentarbereich eines thematisch einschlägigen Videos von Alicia Joe beschränkt, das den Zuschauer:innen eine dezidiert fachlinguistische Einschätzung der angeblich zum Scheitern verurteilten „Gendersprache“ verspricht. Gleichwohl sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass metasprachliche Reflexionen in der digitalen Medienlandschaft allgegenwärtig sind, zumal sie auch einen großen Teil der Social-Media-Präsenz rechter und rechtskonservativer Accounts ausmachen, die sich der Sorge um den Zustand der deutschen Sprache oder der Verteidigung gegen den „Genderwahn“ verschreiben.

Gerade weil gendersensible Sprache in der Öffentlichkeit politisch, ideologisch und medial derart ausgeschlachtet wird, ohne dass sprachwissenschaftliche Erkenntnisse oder Standpunkte unbedingt Beachtung finden, erscheint es überaus lohnenswert danach zu fragen, welche Form und Funktion Verweise auf (pseudo-)linguistische „Fakten“ und Begründungsmuster annehmen. Daraus wurden die folgenden Forschungsfragen abgeleitet: *Welche (vermeintlich) sprachwissenschaftlich fundierten Argumente werden im Diskurs um gendersensible Sprache geäußert? In welchen Kontexten und mit welchen sprachlichen Mitteln werden Bezüge zur Sprachwissenschaft realisiert? Wie stichhaltig sind die Argumentationen aus linguistischer Sicht?*

Ausgehend von theoretischen Ansätzen der Sprachideologieforschung, die sprachreflexive Diskurse sowie daraus hervorgehende sprachbezogene Werte, Einstellungen und subjektive Sprechertheorien zu einem elementaren Bestandteil von identitätsstiftenden Vergemeinschaftungsprozessen erklärt (vgl. Spitzmüller 2019, S. 27), wurde eine im Wesentlichen an Wengeler (2003), Römer (2018) und Kasper (2022) anknüpfende Diskursanalyse kontextspezifischer Topoi und Ideologeme vorgenommen. Den hierfür notwendigen Grundstein legte eine korpuslinguistische Voruntersuchung (Kapitel 5.1) mit dem Ziel, wiederkehrende Sprachgebrauchsmuster zu identifizieren, um daraus etwaige, unter der sprachlichen Oberfläche angesiedelte Argumentationsschemata abzuleiten. Die korpusbasierte Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial gewährte in erster Linie Einblick in allgemeine sprachliche Merkmale und die lexikalische Spezifik des Diskursausschnitts. Basierend auf einer Keyword-Analyse und darauf aufbauenden, weiterführenden N-Gramm- sowie Kollokationsberechnungen war es möglich, musterhafte Tendenzen in der Sprachverwendung zu eruieren. Die vorliegenden Ergebnisse sind nur in begrenztem Maße verallgemeinerbar. Sie gelten für den untersuchten Subdiskurs als hinreichend aussagekräftig, wenngleich im Rahmen dieser Arbeit nicht der gesamte sprachwissenschaftsbezogene Gender-Diskurs repräsentiert werden kann. Denn zum einen beschränkte sich die Analyse auf eine verhältnismäßig kleine Stichprobe, zum anderen bietet das

YouTube-Video durch die eher tendenziöse inhaltliche Aufbereitung Raum für Beiträge von Menschen einer bestimmten Filterblase. Das entstehende Meinungsbild überschattet somit möglicherweise konträre Standpunkte, die in anderen Kontexten potenziell schärfer hervortreten. Nichtsdestoweniger geben die Befunde authentische Einblicke in die spezifische Lexik sowie in gängige Begründungsmuster dieses Subdiskurses.

Wie zu erwarten, bestätigte die Ermittlung frequent auftretender Schlagwörter die häufig bemängelte einseitige Verlagerung der Gender-Debatte auf das sogenannte generische Maskulinum. Es wurde außerdem festgehalten, dass die metasprachliche Beurteilung inklusiver Sprachpraktiken bereits auf der Benennungsebene anhebt. Darüber hinaus lassen aus der Linguistik bekannte Termini und Konzepte – namentlich die Genus-Sexus-Regel, Sprachwandel-Modelle sowie das Prinzip der sprachlichen Relativität – auf erkennbare Sprachwissenschaftsverweise schließen, die noch dazu anhand mehr oder weniger geläufiger Beispiele untermalt werden. Die Emotionalisierung der Debatte durch Sprachverfallsängste kommt besonders im Kontext der Wahrnehmung von Sprache als Kardinalpunkt einer gemeinsamen deutschen Identität zum Vorschein, die sich auf der sprachlichen Oberfläche in Bezugnahmen auf „unsere“ Sprache, „die“ Grammatik, „die“ Rechtschreibung und andere damit in Verbindung stehende Lexeme als Resultat sprachpuristischer Bedürfnisse nach Monozentrik und Normkonformität ausdrückt. In diesem Zusammenhang belegten die korpuslinguistischen Analysen auch, dass die Kommentierenden signifikant häufig etablierte Autoritäten ins diskursive Feld führen.

Während die zweite Teilfrage damit zumindest teilweise beantwortet ist, ging die hieran anschließende argumentationsanalytische Auseinandersetzung (Kapitel 5.2) dem restlichen Forschungsinteresse nach. Das empirische Vorgehen fokussierte sich auf insgesamt sechs Basistopoi, unter denen sich weitere kontextspezifische Muster und Ideologeme versammeln, die aus den konkreten sprachlichen Realisierungen in dem Untersuchungsmaterial interpretativ erschlossen und dann mithilfe ausgewählter Passagen exemplifiziert wurden. Unter 5.2.2 waren zunächst die verschiedenen Ausrichtungen des Autoritäts-Topos, anknüpfend an die korpusanalytisch nachgewiesene Aufzählung von als Autoritäten ausgewiesenen Personen, Institutionen, wissenschaftliche Studien und anderweitig legitimierten Vorgaben, zu beleuchten und nach ihrer inhaltlichen Stringenz zu evaluieren. Der Mechanismus dieses Argumentationsmusters erklärt sich aus der Bezugnahme auf eine unstrittige, anerkannte Autorität bzw. auf ein durch sie verbürgtes Fremdwissen, das den Geltungsanspruch der eigenen Aussage bekräftigt.

In dem analysierten Diskurs treten folgende autoritative Berufungsinstanzen zutage: „die“ Sprachwissenschaft, Linguist:innen bzw. Personen mit einem besonderen Bekanntheitsgrad, Selbstexpertise und Betroffenheit, (psycho-)linguistische Erhebungen sowie offizielle sprachbezogene Richtlinien. Diese werden von den Kommentierenden zur persönlichen Authentisierung herangezogen, um für sich die alleinige Diskurshoheit zu beanspruchen und die Faktizität eines Sachverhaltes zu belegen. Für alle Autoritätsargumente gilt dabei: Sie wirken in zweierlei Richtung, nämlich über die Delegitimierung gegnerischer und die Legitimierung eigener Positionen. Als grundlegende und zentrale Erkenntnis ergibt sich aus den Analysen, dass Autoritäten nicht allein aufgrund der ihr zugeschriebenen Glaubwürdigkeit, Seriosität oder Kompetenz die „objektive Wahrheit“

sprechen, auch wenn die Sprecher:innen sich selbst und andere, zum Teil sehr zweifelhafte Akteur:innen gerne als Expert:innen inszenieren.

Vom autoritativen Charakter normgebender Regulierungsinstanzen wie dem Duden und dem Rat für deutsche Rechtschreibung wurde in 5.2.3 dann der Bogen zum Sprachnormen-Topos gespannt, der zwei wesentliche laienlinguistische Theoreme umfasst: die Vorstellung von einem „richtigen“, sprich regelkonformen Deutsch und das Bedürfnis nach sprachlicher Homogenität. Gendersensible Formulierungsalternativen werden überwiegend als Normverstoß geächtet, weil sie vor dem Hintergrund der identitätsbildenden Funktion von Sprache indirekt eine Aufkündigung überindividueller Vereinbarungen innerhalb der Sprachgemeinschaft darstellen. Diese regelrechte Sprachnormenfrömmigkeit linguistischer Lai:innen resultiert in zwei diametralen Betrachtungsebenen, bei denen der faktische Sprachgebrauch einer korrekten Anwendung von orthographischen und grammatischen Regeln entgegensteht. Erst die Annahme einer allgemeingültigen Verbindlichkeit sprachlicher Vorschriften setzt somit voraus, ob und inwieweit geschlechtergerechte Benennungspraktiken von den Diskursteilnehmenden für vertretbar gehalten werden.

Im Ergebnis wurde auf den kritischen Umstand der Unvereinbarkeit eines laienlinguistischen Zielnormenverständnisses mit dem sprachwissenschaftlichen Deskriptivitätspostulat aufmerksam gemacht, nach dem sich die Linguistik an beschreibenden, nicht reglementierenden Gebrauchsnormen orientiert, die aus einer Vielzahl an Sprachhandlungen hervorgehen. Während einerseits zwar auf klare, einheitliche Vorgaben gedrängt wird, die als kulturell-gesellschaftliches Wertegerüst im alltagssprachlichen Bewusstsein fest verankert sind, unterstreicht der Sprachwandel-Topos das unbedingte Primat einer natürlichen Sprachentwicklung, die sich ohne externale Eingriffe vollzieht. Neben dieser sehr dominanten Natur- und Reinheitsmetaphorik bedienen sich die Diskursteilnehmer:innen generell einer sehr figurativen Sprechweise: Mal erscheint „die Sprache“ als wertvolles, aber bedrohtes Kulturgut, mal als ästhetisches und vor radikalen Vorstößen zu schützendes Objekt oder sogar als verweiblichtes Lebewesen, an dem sich durch das „Gendern“ vergriffen werde. Dabei kommen vornehmlich sprachökonomische und systemlinguistische Argumente zum Tragen, die der Bewertung des Gebrauchs neuer, vom Gewohnten abweichender Mittel der Personenreferenz zugrunde liegen. Die Bilanz fällt überwiegend einseitig aus: Da nur ein naturgegebener Sprachwandel legitim ist, kommt die Implementierung gendersensibler Praktiken nach mehrheitlicher Auffassung einem „von oben“ forcierten Zwang gleich. Allerdings müssen vor diesem Hintergrund auch die energischen Bemühungen um den Erhalt eines überkommenen Sprachzustands als ignorant und „unnatürlich“ kritisiert werden, denn Sprache ist kein invariantes, unverrückbar festes System, sondern passt sich dem Sprachgebrauch flexibel an.

Die in Kapitel 5.2.4 nachgezeichneten Argumentationen des Sprachwandel-Topos folgen zumeist einer separaten Wahrnehmung von Gesellschaft und Sprache und weisen daher einen engen Nexus zum linguistischen Relativitätsprinzip auf. Diesbezügliche Begründungsmuster wurden unter 5.2.5 als Sprache-Wirklichkeit-Topos verhandelt. Gemeint ist damit die Befürwortung oder Ablehnung geschlechtergerechter Formulierungen auf der Grundlage einer (nicht) vorhanden geglaubten Korrelation zwischen Sprache, Denken und sozialer Realität. Die Anerkennung bzw. Negation eines solchen wechselseitigen Beziehungsgefüges kommt vor allem in der Maxime „Sprache schafft (keine) Wirklichkeit“

zum Ausdruck, die im Diskurs um genderinklusives Sprechen fast schon mantrahaft wiederholt wird. Neben der Frage nach dem wirklichkeitskonstituierenden Einfluss von Sprache kann und sollte nicht vernachlässigt werden, inwieweit auch veränderte Geschlechterdynamiken eine verstärkte sprachliche Sichtbarmachung nichtmännlicher Personen (oder den Wunsch danach) konstituieren.

Der zunehmende Abbau von patriarchalisch-heteronormativen Strukturen und Rollenzuweisungen in Gesellschaft und Sprache lässt zudem einen Zusammenhang zum (Sprach-)Geschichts-Topos erkennen (Kapitel 5.2.6). Die einzelnen Argumentationslinien gehen von strukturalistisch-systemgrammatischen Grundsätzen aus, die sie entweder bestätigen oder anzweifeln, um eine vermeintliche (sprach-)geschichtliche Konvention des „generischen Maskulinums“ zu beweisen bzw. anzufechten. Exemplarisch konnte gezeigt werden, wie hierbei sowohl etymologische Erläuterungen als auch gesellschaftshistorische Kontextualisierungen zum Tragen kommen. Bei der Überprüfung der Stichhaltigkeit der Beiträge wurde verdeutlicht, dass sprachliche Ungleichbehandlung sehr wohl auf der grammatischen Ebene angesiedelt ist und aus der bevorzugten Stellung des Mannes in Staat und Familie resultiert. Nicht davon zu trennen ist der im letzten Abschnitt dargelegte Beispiel- und Analogie-Topos, bei dem es sich allerdings nicht um ein eigenständiges Argumentationsverfahren handelt, sondern vielmehr um eine zusätzliche Stütze zur Plausibilisierung anderer Begründungsmuster. Zur legitimatorischen Absicherung reicht es allerdings nicht aus, scheinbar triftige Beispiele und Analogien anzuführen. Es muss auch eine Vergleichbarkeit der Sachverhalte gewährleistet sein, was gerade bei Vorschlägen zur Übernahme gendergerechter „Lösungen“ aus anderen Sprachen nicht ohne weiteres möglich ist.

Die in den Topoi implizit zum Ausdruck gekommenen und in dieser Arbeit beleuchteten (pseudo-)sprachwissenschaftlich fundierten Wissensbestände in Bezug auf gendersensible Sprache haben offengelegt, dass der untersuchte Diskursausschnitt in der Gesamttendenz von einem eher negativen Tenor und zum Teil sehr pejorativen Unterton durchzogen ist. Das lässt sich einerseits darauf zurückführen, dass mit Sprachveränderungen verbundene Unsicherheiten spätestens seit sprachpuristischen Anglizismus-Debatten gewiss kein neuartiges Phänomen sind. Zum anderen untermauert das Video von Alicia Joe ohnehin vorherrschende Behauptungen zur Begründung der Unantastbarkeit sprachlicher Gebrauchsgewohnheiten, indem es inhaltlich gezielt an verfestigte Sprachideologien und rechtspopulistische Einwände anknüpft, die unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit gleichwohl als glaubwürdig und legitim erscheinen. Diese Rechtfertigungsstrategie setzt sich im Kommentarbereich in Form von Verweisen auf linguistische „Fakten“ fort, ungeachtet ihrer tatsächlichen Plausibilität.

Gerade deswegen schließt sich die vorliegende sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung dem Plädoyer von Diewald (2018) an, dass Sprachwissenschaft „mehr zu leisten im Stande ist, als sich in präskriptiver und restaurativer Manier der Verteidigung überholter, sachlich nicht zu begründender Normen zu verschreiben“ (S. 285), ergo eine maßgebende Rolle dabei spielt, Sprachwandelprozesse zu erklären und zu flankieren sowie Bedingungen des Zusammenspiels von Sprachstruktur und -gebrauch offen zu legen, um Sprachverfallsängsten und laienlinguistischen Irrtümern bezüglich gendersensibler Sprache kritisch zu begegnen.

7. Literatur

- Antos, Gerd (1996): *Laien-Linguistik: Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings* (= Reihe Germanistische Linguistik). Tübingen: Niemeyer.
- Becker, Lidia (2022): Ideologeme und Argumentationsmuster gegen genderneutrale Sprache in der spanischsprachigen und deutschen Linguistik. In: Diewald, Gabriele/Nübling, Damaris (Hg.): *Genus – Sexus – Gender*. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 319–348.
- Beuge, Patrick (2019): *Was ist gutes Deutsch? Eine qualitative Analyse laienlinguistischen Sprachnormwissens* (= Sprache und Wissen (SuW)). Berlin, Boston: De Gruyter.
- Bubenhofer, Noah (2008): Diskurse berechnen? Wege zu einer korpuslinguistischen Diskursanalyse. In: Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene* (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 31). Berlin, New York: De Gruyter. S. 407–434.
- Bubenhofer, Noah (2009): *Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Bubenhofer, Noah (2018): Diskurslinguistik und Korpora. In: Warnke, Ingo H. (Hg.): *Handbuch Diskurs* (= Handbücher Sprachwissen (HSW)). Berlin, Boston: De Gruyter. S. 208–241.
- Caduff, Corina (2009): Das einfache Anführungszeichen. Zeichen auf Distanz. In: Abbt, Christine/Kammasch, Tim (Hg.): *Punkt, Punkt, Komma, Strich? Geste, Gestalt und Bedeutung philosophischer Zeichensetzung* (= Edition Moderne Postmoderne). Bielefeld: transcript Verlag. S. 153–162.
- Cuonz, Christina/Studler, Rebekka (Hg.) (2014): *Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung* (= Stauffenburg Linguistik). Tübingen: Stauffenburg.
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006): *The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present* (= Variolingua. Nonstandard – Standard – Substandard). Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag.
- Diewald, Gabriele (2018): Zur Diskussion: Geschlechtergerechte Sprache als Thema der germanistischen Linguistik – exemplarisch exerziert am Streit um das sogenannte generische Maskulinum. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* (46), S. 283–299.
- Diewald, Gabriele/Nübling, Damaris (2022): „Genus – Sexus – Gender“ – ein spannungs- und ertragreiches Themenfeld der Linguistik. In: Diewald, Gabriele/Nübling, Damaris (Hg.): *Genus – Sexus – Gender*. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 1–32.
- Diewald, Gabriele/Steinhauer, Anja (2020): *Handbuch geschlechtergerechte Sprache. Wie Sie angemessen und verständlich gendern*. Berlin: Dudenverlag.
- Eisenberg, Peter (2022): Weder geschlechtergerecht noch gendersensibel. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 72 (5–7), S. 30–35.
- Elspaß (2018): Sprachvariation und Sprachwandel. In: Neuland, Eva/Schlobinski, Peter (Hg.): *Handbuch Sprache in sozialen Gruppen* (= Handbücher Sprachwissen (HSW)). Berlin, Boston: De Gruyter. S. 87–107.
- Gärtig, Anne-Kathrin/Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid (2010): *Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen* (= amades: Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache). Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.

- Gerner, Denis (2023): Analogie-Topos. In. <https://diskursmonitor.de/glossar/analogie-topos/> (letzter Zugriff 02.10.2023).
- Günthner, Susanne (2019): Sprachwissenschaft und Geschlechterforschung: Übermittelt unsere Sprache ein androzentrisches Weltbild? In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. S. 571–579.
- Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (2012): Perspektiven der Genderlinguistik – eine Einführung in den Sammelband. In: Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spiess, Constanze (Hg.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 1–27.
- Irmen, Lisa/Linner, Ute (2005): Die Repräsentation generisch maskuliner Personenbezeichnungen. In: Zeitschrift für Psychologie 213 (3), S. 167–175.
- Kasper, Simon (2022): Sprachideologien in der öffentlichen Debatte um geschlechtergerechte Sprache. Ein kritischer Versuch. In: Studia Germanica Gedanensia 47, S. 24–39.
- Klann-Delius, Gisela (2005): Sprache und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Klein, Andreas (2022): Wohin mit Epikoina? – Überlegungen zur Grammatik und Pragmatik geschlechtsindefiniter Personenbezeichnungen. In: Nübling, Damaris/Diewald, Gabriele (Hg.): Genus – Sexus – Gender. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 135–189.
- Kotthoff, Helga (2020): Gender-Sternchen, Binnen-I oder generisches Maskulinum, ... (Akademische) Textstile der Personenreferenz als Registrierungen? In: Linguistik Online 103 (3), S. 105–127.
- Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris (2018): Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Kresić, Marijana (2016): Sprache und Identität. In: Kilian, Jörg/Brouër, Birgit/Lüttenberg, Dina (Hg.): Handbuch Sprache in der Bildung (= Handbücher Sprachwissen (HSW)). Berlin: De Gruyter. S. 122–140.
- Lind, Miriam/Nübling, Damaris (2022): Sprache und Bewusstsein. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 72 (5–7), S. 36–42.
- Lobin, Henning (2021): Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert. Berlin: Dudenverlag.
- Merten, Marie-Luis (2020): Leserbrief digital – Online-Nachrichtenartikel kommentieren. In: Matthews-Schlinzig, Marie Isabel/Schuster, Jörg/Steinbrink, Gesa/Strobel, Jochen (Hg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 1518–1531.
- Müller-Spitzer, Carolin (2021): Geschlechtergerechte Sprache: Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit? In: Sprachreport 37 (2), S. 1–12.
- Müller-Spitzer, Carolin (2022): Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit? Zum Stand der Forschung zu geschlechtergerechter Sprache. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 72 (5–7), S. 23–29.
- Neef, Martin (2019): Das Konzept des sogenannten ‚Geschlechtergerechten Sprachgebrauchs‘ aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Lang-Groth, Imke/Neef, Martin (Hg.): Facetten der deutschen Sprache. Berlin: Peter Lang Verlag. S. 41–66.
- Niehr, Thomas (2019): Bewerten und Beschreiben in Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit: Forschungsfelder und sprachtheoretische Grundlagen einer linguistischen Sprachkritik.

- In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 165–187.
- Niehr, Thomas/Antos, Gerd/Spitzmüller, Jürgen (2019): Sprache im Urteil der Öffentlichkeit und das Urteil der Öffentlichkeit aus der Sicht der Sprachwissenschaft: Einleitung in das Handbuch. In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 1–8.
- Nübling, Damaris (2020): Genus und Geschlecht. Zum Zusammenhang von grammatischer, biologischer und sozialer Kategorisierung. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Preston, Dennis R. (2019): Folk Linguistics and the Perception of Language Variety. In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 140–164.
- Pusch, Luise F. (1979): Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr. In: Linguistische Berichte 63, S. 84–102.
- Pusch, Luise F. (1984): Das Deutsche als Männersprache: Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reuter, Julia (2014): Geschlecht und Körper: Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Bielefeld: transcript.
- Römer, David (2018): Argumentationstopoi in der Text- und Diskursanalyse – alte Pfade, neue Wege. In: *tekst i dyskurs – text und diskurs* 11, S. 117–135.
- Römer, Christine (2022): Streit um Wörter: Sprachwandel zwischen Sprachbeschreibung und Sprachkritik. Tübingen: Attempto Verlag.
- Rössler, Paul (2019): Gutes Deutsch, schlechtes Deutsch: Sprachrichtigkeit und Normen als metasprachliches Thema. In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 400–423.
- Roth, Kersten Sven (2019): Einheitlichkeit und Vereinheitlichung – Verstehen und Verständigung: Eine metasprachliche Diskursfigur – am Beispiel des Deutschen. In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 268–288.
- Rothmund, Jutta/Scheele, Brigitte (2004): Personenbezeichnungsmodelle auf dem Prüfstand. Lösungsmöglichkeiten für das Genus-Sexu-Problem auf Textebene. In: *Zeitschrift für Psychologie* 212 (1), S. 40–54.
- Rummel, Marlene/Hetjens, Dominik (2021): Was sagt die Linguistik zum Gendern? Tendenzen in sechs Stereotypen. In: <https://lingdrafts.hypotheses.org/2158> (letzter Zugriff 27.06.2023).
- Samel, Ingrid (2000): Einführung in die feministische Sprachwissenschaft. 2., überarb. und erw. Aufl. Berlin: Schmidt.
- Soukup, Barbara (2019): Sprachreflexion und Kognition: Theorien und Methoden der Sprach-einstellungsforschung. In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 83–106.
- Spieß, Constanze (2012): Linguistische Genderforschung und Diskurslinguistik. Theorie – Methode – Praxis. In: Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (Hg.): *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 53–85.

- Spitzmüller, Jürgen (2005): *Metasprachdiskurse: Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 11)*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen (2019): ‚Sprache‘ – ‚Metasprache‘ – ‚Metapragmatik‘: Sprache und sprachliches Handeln als Gegenstand sozialer Reflexion. In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 11–30.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo Hans Oskar (2011): *Diskurslinguistik: Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Stefanowitsch, Anatol (2014): Genderkampf. Wo Kritiker geschlechtergerechter Sprache sich täuschen. In: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 68 (9), S. 847–852.
- Stefanowitsch, Anatol (2018): *Eine Frage der Moral: Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen*. Berlin: Dudenverlag.
- Strauss, Lina (2018): *Rhetorikratgeber als Beispiel für Laienlinguistik. Eine Diskursanalyse*. Stuttgart: Metzler.
- Tereick, Jana (2019): Sprache und Diskriminierung: Soziale Ungleichheit als Gegenstand emanzipatorischer Sprachpolitik. In: Antos, Gerd/Niehr, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 383–399.
- Trömel-Plötz, Senta (1978): Linguistik und Frauensprache. In: *Linguistische Berichte* 57, S. 49–69.
- Trömel-Plötz, Senta (1980): Sprache, Geschlecht und Macht. In: *Linguistische Berichte* 69, S. 1–14.
- Vervecken, Dries/Hannover, Bettina/Wolter, Ilka (2013): Changing (S)expectations: How gender fair job descriptions impact children’s perceptions and interest regarding traditionally male occupations. In: *Journal of Vocational Behavior* 82 (3), S. 208–220.
- Warnke, Ingo H. (2007): *Diskurslinguistik nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen*. In: Warnke, Ingo H. (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault: Theorie und Gegenstände (= Linguistik – Impulse & Tendenzen)*. Berlin, New York: De Gruyter. S. 3–24.
- Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (2008): *Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen*. In: Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 31)*. Berlin, New York: De Gruyter. S. 3–54.
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs: Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960-1985) (= Reihe Germanistische Linguistik)*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Wengeler, Martin (2013): *Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription, Präskription und Kritik. Eine Einleitung*. In: Meinhof, Ulrike Hanna/Reisigl, Martin/Warnke, Ingo H. (Hg.): *Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik*. Berlin: Akademie Verlag. S. 7–35.
- Wengeler, Martin (2018): *Diskurslinguistik als Argumentationsanalyse*. In: Warnke, Ingo H. (Hg.): *Handbuch Diskurs (= Handbücher Sprachwissen (HSW))*. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 242–264.

Danksagung

An dieser Stelle bedanke ich mich bei all denjenigen, die mich während der Anfertigung dieser Arbeit unterstützt und ermutigt haben.

Zunächst gebührt mein Dank Herrn Prof. Simon Meier-Vieracker, der meine Arbeit betreut und begutachtet hat und mir dabei mit viel Engagement entgegentrat. Die hilfreichen Anregungen und konstruktiven Rückmeldungen haben mir nicht nur wichtige Impulse für die inhaltliche und methodische Fundierung meines Forschungsvorhabens geliefert, sondern auch maßgeblich dazu beigetragen, dass ich meine Arbeit erfolgreich abschließen konnte.

Ich bedanke mich außerdem bei Herrn Torben Rath, der die Zweitbegutachtung übernommen hat und für jedwede Fragen zur Verfügung stand. Abgesehen davon erhielt ich die Inspiration für meine Forschungsfrage während eines Seminars, das von Herrn Rath geleitet wurde. Die wertvollen thematischen Einblicke und lebendigen Diskussionen gaben mir den Anstoß für meine eigene wissenschaftliche Auseinandersetzung.

Ebenfalls möchte ich mich bei meinen Kommilitoninnen bedanken, die zur gleichen Zeit wie ich ihre Abschlussarbeiten verfasst haben. Der regelmäßige Austausch, die geteilten Herausforderungen und Erfolge boten vor allem in den intensiven Phasen des Schreibens und Forschens den nötigen Beistand, um im eigenen Arbeitsprozess voranzukommen.

Ein besonderer Dank gilt auch meinen Freund:innen und meiner Familie, die mir stets mit Rat, Verständnis und Zuspruch zur Seite standen und mich gerade in den herausfordernden Momenten ab und zu daran erinnern haben, auch mal eine Pause einzulegen.

Dresden, im April 2024

Julia Buchwitz